

Th. Beck del. et sculp.

STEIN.

# Geschichte

der

# Stadt Stein am Rhein.

Von

**Fr. Ziegler,**
Pfarrer auf Burg.

**Mit einer Ansicht.**

**Schaffhausen.**
Verlag der Hurter'schen Buchhandlung.
**1862.**

# Vorwort.

Der Zweck dieser Blätter ist, den geneigten Leser mit dem Ursprung, Fortgang und den merkwürdigsten Schicksalen der befreundeten Stadt am Rhein bekannt zu machen, deren Geschichte nicht verdient, vergessen zu bleiben. Ihre Jahrbücher wissen zwar in vielen Fällen, z. B. von Kriegsthaten, kaum mehr zu erzählen als das Tagebuch jenes preußischen Hauptmanns sagen kann, der von der großen Völkerschlacht bei Leipzig (1813) nur berichtet, daß er mit seiner kleinen Schaar in einem Kohlfelde gegen polnische Schützen gestanden und tapfer gefochten habe. Desto reichhaltiger aber sind andere Partieen. Wie jede Ortsgeschichte, noch so beschränkt, der Reflex des Gesammtlebens der Zeit ist, so spiegelt sich namentlich in der Geschichte Steins und seiner Umgebung die Geschichte von Schwaben und von der Schweiz in klaren Bildern ab, und gewährt dadurch dem Leser zugleich einen Blick in das Allgemeine und Ganze. — Mancherlei Ausbeute haben dem Verfasser die Chroniken von Georg Winz gegeben, der im vorigen Jahrhundert Vieles über seine

Vaterstadt sammelte. Um aber ein lebendiges Bild der Vergangenheit zu erhalten, mußten zu dem Gerippe der chronologischen Angaben die in andern Quellen und Hülfsmitteln zerstreuten Nachrichten nicht ohne Mühe aufgesucht und hinzugefügt werden. Viele Einzelnheiten von allzu lokalem Interesse, welche etwa von einer Seite erwartet werden möchten, sind in dieses Schriftchen, dem es nur um Hauptbilder zu thun ist, nicht aufgenommen worden. Herzlichen Dank Jedem für jede Bemühung, für jede empfangene Mittheilung, insonderheit Herrn Professor Vögelin in Zürich für die gefälligst überlassenen herbezüglichen Skizzen seines verstorbenen Vaters, Herrn Kirchenrath Sal. Vögelin.

Zufällig erscheinen diese Erinnerungen in einem Augenblicke, wo die Einwohnerschaft von Stein bei der drohenden Isolirung ihrer Stadt ernstlich bewegt ist. Vielleicht dienen sie ihr zur Aufmunterung, indem sie zeigen, wie die Vorväter durch eigene Anstrengung unter noch ungünstigeren Verhältnissen bessere Zustände erstrebt und erlangt haben, und wie über ihrem Gemeinwesen die Vorsehung waltete, welche im Wechsel der zeitlichen Dinge unwandelbar dieselbe bleibt. Besteht doch der Hauptwerth jeder Geschichte darin, daß sie Belehrung, Warnung und Ermunterung gewährt. Und dazu wird auch dieses Büchlein nützen, wenn Gott seinen Segen darauf legt.

Burg bei Stein, den 5. März 1862.

Der Verfasser.

# Inhalt.

## Erste Ansiedlungen.

[illegible] Geschichtschreiber seiner Vaterstadt [illegible] Pfarrer zu [illegible] des Wochenblatts [illegible]

[illegible]

sind, [illegible] die Ehre verbunden Vater und [illegible] und [illegible] aus gleichen Namen gleiche [illegible] Was dem [illegible] das [illegible] auch [illegible] land, Liebe, [illegible] Diese zu [illegible] durch Erzählung [illegible] wir, indem wir die [illegible] Vaterstadt zeigen, und wie eine [illegible] hervorgegangen, die aller Bande, die sie umgaben, ledig, frei und froh sich bewegte."

# I. Erste Ansiedlungen.

Der verdienstvolle Geschichtschreiber seiner Vaterstadt Schaffhausen, Dr. Melchior Kirchhofer, Pfarrer zu Stein, leitet mit Bezug auf dieselbe ein Neujahrsblatt mit den Worten ein: „Nicht von der Zukunft, die noch unentrollt vor uns liegt, von vergangenen Tagen zu reden ist unsere Absicht. Was wir jetzt sind, sagt uns die Gegenwart, wie wir das geworden, müssen wir in den Büchern der Geschichte aufsuchen. Sowie die Fragen, wer bin ich und woher bin ich? das denkende Kind beschäftigen, so muß auch dem vaterländischen Herzen nicht gleichgültig sein, wie der Ort entstanden, an dem wir geboren, oder die Stadt, die wir nach den Namen, die uns am ehrwürdigsten sind, Vaterstadt oder mütterliche Heimath nennen. Schon die Alten verbanden Vater und Vaterland mit einander und leiteten aus gleichen Namen gleiche Pflichten her. Was dem Vater gebührt, das gebührt auch dem Vaterland, Liebe, Treue und eine kindliche Pflege (Pietät). Diese zu pflanzen in den Herzen der Väter und Söhne durch Erzählung vaterländischer Geschichten versuchen auch wir, indem wir die Entstehung und den Wachsthum der Vaterstadt zeigen, und wie eine Burgerschaft hervorgegangen, die aller Bande, die sie umgarnten, ledig, frei und froh sich bewegte."

Diese Worte möchten wir zum Beginn auch auf die kleine Schwesterstadt und ihre Bewohner oben am Rheine anwenden, denen die nachfolgende Schilderung zunächst von Interesse sein wird. Wer liebt nicht seine Heimath, zumal wenn sie vom Schöpfer mit den Reizen der Natur ausgestattet ist? Die Gegend von Stein, ein von schön geformten Höhenzügen ziemlich eng begrenztes Thal, bietet dem Blick nicht die Großartigkeit dar, wie etwa die offenen Ufer des Bodensee's; dagegen vereinigt sich hier Alles zu einer stillen, lieblichen Landschaft, die das Auge um so traulicher anspricht, je näher die Hauptpartieen demselben gerückt sind. Der sanfte Rhein, der so klar daherfließt, nachdem er eben die Bucht des See's verlassen, die friedliche Insel, das Städtchen am Strom mit der Brücke, die Dörfer, in Obstbäumen versteckt, die Weinberge, Aecker und Wiesen, die sich bis an die Seiten der Berge hinaufziehen, welche mit Buchwäldern bedeckt oder auch mit erhaltener Schloßburg, mit Ruinen und Kapellen besetzt sind, — alle diese Punkte machen das Gelände zu einem der schönsten der ganzen Uferstrecke und haben das Auge schon mancher Vorüberreisender entzückt. Aber auch in Beziehung auf Reichhaltigkeit geschichtlicher Erinnerungen nimmt die Gegend keine unbedeutende Stelle ein. Frühe war sie ihrer Anmuth und geographischen Lage wegen das Augenmerk mächtiger Herren und Geschlechter. Erst die alten Römer, dann die Herzoge von Schwaben und Oesterreich, insonders aber die Freiherren von Klingen, außer der Abtei St. Georg die angesehensten Klöster und Bisthümer, endlich der hohe Stand Zürich hatten an diesen Ufern oder auf den Höhen ihre Besitzungen, festen Plätze und übten ihre Rechte und Hoheiten aus. Fast für jedes Zeitalter findet sich noch irgend ein historischer Zeuge in Gebäuden, Ueberresten und Kunstgegenständen vor.

Doch gehen wir auf die Anfänge zurück, soweit sie bekannt und neulich von dem kundigen Dr. Ferd. Keller in Zürich erforscht worden sind.

Bei näherer Betrachtung der Gegend überzeugt man sich, daß sie für Uebergänge und militärische Befestigungen sehr geschickt war. Oberhalb des Städtchens Stein, wo der See allmählich zum Strombett sich verengt, tauchen zwei kleine Inseln auf, die sich als bequeme Stationen für Fischer und Schiffer und als natürliche Stützpunkte für Ueberbrückung des Flusses darbieten. Dann in geringer Entfernung davon steigt unterhalb das linke Ufer des Rheines unmittelbar vom Flußbette an zu einem platten Hügel auf, der zu einem festen Platz wie gemacht schien. Wirklich hatten die klugen Römer die ganze Lage bald erspäht, als das helvetische Land unter ihre Herrschaft gekommen war; auf dem Platze, wo jetzt Kirche und Pfarrhaus auf Burg steht, errichteten sie zur Sicherstellung gegen die Einfälle der alten Deutschen oder Alemannen ansehnliche Vertheidigungsanstalten, und die beiden Ufer verbanden sie bei den Inseln durch eine hölzerne Brücke. — Das Castell sollte den Endpunkt der langen Kette von Festungswerken bilden, welche dem Rheine nach in verschiedenen Perioden der Kaiserzeit zum Schutz der römischen Grenze angelegt worden sind. Von seinen Mauern und Thürmen übersah die Besatzung den Untersee, den Lauf des Rheines und die im Rücken des Castells liegende Gegend, und beherrschte vermittelst ihrer Geschosse die Brücke und die auf dieselbe einmündenden Wege. Ueber die Zeit der Gründung dieser Festung besitzt man keinerlei Angaben, da Legionsziegel hier nicht vorkommen und die Inschriften zweier noch vorhandener Gedächtnißtafeln nicht auf die Ursprungszeit hindeuten. Verschiedene Schicksale mag sie bei den häufigen Streifzügen, welche die Ale-

mannen nach dem römischen Gebiete unternahmen, erlitten haben. Zur Zeit, als die Grenze des römischen Reiches im Donaugebiete lag, ist das Castell wahrscheinlich in Verfall gerathen. Daß aber im vierten Jahrhundert, nachdem die Alemannen die römischen Truppen aus dem Zehndland herausgeworfen hatten, worauf der Rhein wiederum die Grenzen des Reiches bildete, die Festung große Bedeutung erlangte, schließt man aus den Angaben gleichzeitiger Schriftsteller, welche die in der Nähe des Bodensees zwischen römischen und germanischen Heeren gelieferten Kämpfe berichten. Eine große Menge Kaisermünzen (der Verfasser dieser Schrift besitzt deren selbst welche), namentlich aus der Zeit des Diokletian und der Constantine, des Valens und des Valentinianus, und eine Anzahl häuslicher Geräthschaften nebst Pfeil- und Lanzenspitzen aus Eisen, welche auf und um Burg, besonders in Eschenz bis gegen Mammern hinauf, vorzüglich in früheren Zeiten ausgegraben wurden, beweisen, daß der Ort unter den Römern weitläufig und stark bewohnt war und keine geringe Thätigkeit darin herrschte. Dennoch ist man nicht einmal des Namens ganz gewiß; nur höchste Wahrscheinlichkeit ist, daß er Gandurum hieß und schon eine der zwölf althelvetischen Städte war. Der Name ist aus den keltischen Wörtern Gand und Durum zusammengesetzt, von denen das erstere Stein oder Fels, das zweite Wasser und deren Vereinigung Stein im oder am Wasser bedeutet. Der jetzige Name des am rechten Ufer liegenden Städtchens mag wohl eher aus der Benennung des festen Platzes am linken Ufer entstanden sein, als — wie man auch schon meinte — von den rauhen Felsen, die sich bei der Insel Weerd aus dem Rhein erhoben. Denn der Name Stein bezeichnet überhaupt eine Burg.

Es ist kein Zweifel, daß dieses alte Stein oder Gan-

durum durch Fahrwege mit den römischen Ansiedlungen von Ad Fines (Pfyn), Vitudurum (Winterthur), Arbor Felix (Arbon), mit dem letztern, sowie mit Brigantia (Bregenz) noch außerdem durch die Flotille, welche auf dem Bodensee kreuzte, in Verbindung gesetzt war. Wahrscheinlich wurde die Festung unter Kaiser Honorius im Anfang des fünften Jahrhunderts von den Alemannen eingenommen und nebst den übrigen festen Plätzen in dieser Gegend für immer zerstört.

Was nun das Castell selbst betrifft, so ist seine ganze Umfangsmauer, wie sie jetzt ist, bis zur innern Bodenfläche abgetragen; von außen steigt sie 6—10 Fuß empor und zeigt die Härte und Dauerhaftigkeit, mit der die Römer zu bauen pflegten. Ihre ursprüngliche Höhe läßt sich nur durch Vergleichung mit andern besser erhaltenen bestimmen. Auf der Krone derselben waren die Zinnen aufgesetzt, und befand sich der Wallgang, auf welchem sich die Vertheidiger postirten. Ueber dem Wallgang lag das zweite Stockwerk der Thürme, die dann mit ihrer Plattform und ihren Zinnen noch um ein Stockwerk emporragten.

Es mag diese alte römische Burg, die einen Raum von ungefähr 3½ Juchart einschloß, deren nördliche Seite gegen den Rhein steil abfiel, mit den Zinnen, Eck- und Seitenthürmen, nebst dem Haus des Befehlshabers ein imposantes Ansehen gehabt und dem Feind am andern Ufer alle Achtung eingeflößt haben.

Ueber die mehrerwähnte Brücke läßt sich nur Weniges berichten. Ueberreste derselben werden bei niederem Wasserstand noch jetzt sichtbar. Auffallender Weise berührte sie das Inselchen Weerd nicht, sondern lief in kleiner Entfernung oberhalb demselben an ihm vorbei. Zum Schutze der Zugänge zu dieser Brücke waren an beiden Ufern kleine Festungswerke angelegt, wie aus folgender Nach-

richt aus dem vorigen Jahrhundert hervorgeht: „Es war auch eine hölzerne Brugg von dem Gestad zu Eschenz, nächst oberhalb der Insel Weerd, bis an das jenseitige Gestad, so Arach heißt, hingezogen, woselbst ein Vor- oder Bollwerk angelegt gewesen. Bei Mannes Gedenken konnte man von dieser Brugg, so heut zu Tage noch den Namen Heidenbrugg traget, fast alle Stumpen von den Bruggpfählen bei klein und hellem Wasser sehen. Anno 1733, da der Rhein außerordentlich klein war, haben die Eschenzer Fischer (Jakob und Joseph Diener, Hs. Georg und Jakob Roth) bei 50 Stumpen Bruggpfähl, deren die meisten noch 6—7 Schuh lang gewesen und einige mit eisernen Kappen versehen waren, herausgezogen. Das meiste Holz war wie schwarz gebeiztes Bein. Die Güter zwischen dem nördlichen Ende der Brücke und Stygen haben den Namen Arach (nach der jetzigen Aussprache Orich), diejenigen zwischen Arach und der Stadt heißen Boll, weil dort die Gegend von dem Rhein an aufsteigt. In der Gegend der Heidenbrugg werden von Alters her alte heidnische Münzen von Silber und Kupfer gefunden, auch andere Sachen von Kupfer und Eisen, daraus ein considerables Cabinet gemacht werden könnte. An dem andern End der Heidenbrugg, an dem Gestad zu Eschenz liegen im Boden noch die Menge Quadersteine. Die dort wohnenden Eschenzer haben viel Stücke herausgegraben und dem Herrn Stadtschreiber Bühl sel., als er die Obermühle erbauen, verkauft, ist ihnen aber einsmals von der Herrschaft verboten worden."

---

Nachdem die Alemannen, diese wilden Krieger aus deutschem Stamm, wie ein verheerender Strom in das helvetische Gebiet eingedrungen waren, wurde, wie oben gemeldet, das ansehnliche Castell Gandurum zertrümmert.

Der Alemanne hatte einen grimmigen Zorn auf Alles, was von den Römern herstammte. Er liebte Krieg, Freiheit und Heerden; ließ die einst gebauten Städte öde liegen. Wo sonst der römische Pflug gestanden, wurden Gehölze. Um den Bodensee wucherten große Wälder, voller Bären und Wölfe. Das übrige Land war Viehweide und Allmend. Was römisch, was althelvetisch gewesen, gieng in schmähliche Vergessenheit unter. So war die Gegend am Rhein und Bodensee wieder zur Wildniß geworden. Aber auch zuvor schon lag sie in anderem Betracht in Finsterniß. Die Römer hatten den alten Helvetiern wohl Städte und Straßen gebaut, hatten sie Ackerbau, Gewerb und Verkehr gelehrt, aber ihnen bald auch die Verehrung ihrer Gottheiten, des Jupiter, der Juno, des Merkur u. s. w. aufgenöthigt; auch der Dienst der Aegyptischen Isis bekam viele Freunde. Es soll unter Anderm auf dem Iselisberg, oberhalb Ueßlingen, ein solcher Isistempel gestanden haben. Die Finsterniß des Heidenthums bedeckte das Land. Doch gerade in jenen Zeiten der Völkerstürme, Verheerungen und Unterjochungen sollte durch die göttliche Vorsehung das Christenthum der Menschheit Ermuthigung und Trost bringen und ein Heilmittel sein gegen die Wunden, die sie sich selber schlug. Man will wissen, daß schon zur Römerzeit, kaum zweihundert Jahre nach des Heilands Geburt, die Saat des Glaubens in die herwärtigen Provinzen ausgestreut worden sei. Man schreibt dem heiligen Beatus, welcher der erste Bischof in Windisch gewesen, und dem heiligen Lucius, der um seines Glaubens willen bei Chur starb (200), das Verdienst zu, in Helvetien und am Bodensee das Evangelium zuerst verkündigt zu haben. Allein drei Jahrhunderte lang waren die Christen ein Gegenstand, wenn nicht fortdauernder öffentlicher Verfolgung, doch steten heimlichen Hasses.

Ihrer Viele hielten sich in Gebirgen und Wäldern auf. Die Sage ist alt, daß hierorts der Schienerberg, der sich bis an den Zellersee erstreckt, den ersten Christen zu heimlichem Aufenthalt und Sicherheit vor den Heiden gedient und sie an dem Ort, wo jetzt das Dorf Schienen liegt, die Kapelle gegründet haben, die noch heut zu Tage (freilich verbaut) auf einem Hügel der Pfarrkirche gegenüber steht. Der Name des Ortes sei entstanden, weil die weit herum zerstreuten Christen jeweils die Abrede getroffen: hier wollen sie einander erscheinen.

Später, als die Franken, welche selbst schon christlichen Glaubens waren, sich unseres Landes bemächtigt hatten, pilgerten der Boten Gottes noch mehr daher, um den Heiden das Himmelreich zu verkünden. Es kam aus dem Frankenland Siegbert und predigte den Wildnissen Rhätiens. Im rauhen Gebirgswinkel hatte er dort sein Bethäuslein gegründet, wo nun das Kloster Disentis steht. Columban und Mangold lehrten lange an der Aar und Reuß und am Zürichsee; auch der eifrige Gallus. Dieser baute sich zuletzt eine einsiedlerische Bethütte am Flüßchen Steinach, wo zu seinem Gedächtniß nachher das Kloster St. Gallen entstanden ist. Bald darauf ist die Insel Weerd bei Stein wieder zur Berühmtheit gelangt als Verbannungs- und Sterbeort des heiligen Othmars, Abtes zu St. Gallen. Nach dieser lieblichen Rheininsel mit ihrer alterthümlichen Kapelle und dem zierlichen Gebüsch schweifen die Blicke so oft hinüber und es ist billig, das Andenken des frommen Mannes, der dort sein Patmos hatte, zu erneuern.*) Die Geschichte seines Wirkens wie seiner Verfolgung ist diese: Bald nach St. Gallus Tode (gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts) blieb seine

---

*) Vergl. Gelpke, Kirchengesch. der Schweiz. 2ter Theil. pag. 293 ff.

Klosterzelle zu St. Gallen fortdauernd der Sammelplatz wahrhaft geweihter Eremiten, die mit ihrer Thätigkeit der Trost und die Erhebung, die Schule und Kirche der Umgebung wurden. Jeder trat mit dem Eintritte in den geweihten Ort unter die Einflüsse des hier wehenden Geistes, jeder Kranke spürte hier segnende Kräfte; viele Wunder verherrlichten die Zelle. Bei dem immer größern Zudrange zu dem verehrten und reich beschenkten Kloster kam es bald darauf an, einen energischen Mann zu finden, welcher die bisher in der Anachoresis oder Einsiedelei verharrende, jetzt aber zum Cönobiten- oder geregelten Gemeinschaftsleben drängende Mönchsgesellschaft übernehmen konnte. Man fand ihn in Othmar, einem edeln Alemannen. Er entsprach vollkommen den über ihn gehegten Erwartungen; er errichtete ringsherum angemessene Mönchswohnungen und begründete ein fest geordnetes Klosterleben. Freilich waren dazu reichere Hülfsmittel nöthig; er wußte aber neue Schenkungen zu gewinnen. So ward die Zelle ein förmliches Kloster, er aber der erste Abt und die Seele des Ganzen; sittlicher Lebensernst und christliche Aufopferung, in welcher er die Kleider vom Leibe hingeben und Nachts in dem von ihm errichteten Hospize für Aussätzige die Kranken pflegen und ihre eiternden Wunden auswaschen konnte, waren die Hauptzüge seines Charakters, mit denen er sich den Ehrennamen eines Vaters der Armen und dem Kloster die Herzen aller Wohlgesinnten zu gewinnen wußte.

Während des friedlichen Treibens um die St. Galluszelle regte sich der Neid weltlicher Großen. Die Kammerboten Warinus, Graf vom Thurgau, und Rudhardus, Graf vom Argengau auf der nördlichen Seite des Bodensee's, waren mit dem guten und selbstständigen Gang des Klosters nicht einverstanden; es war und blieb ihnen zu-

wider; die wachsende Anzahl der Klostergüter steigerte noch ihre Abneigung und reizte ihre Habsucht. Sie suchten den Bischof von Konstanz, Sidonius, in ihr Interesse zu ziehen. Dieser Bischof hatte es längst ungerne gesehen, daß der Abt von St. Gallen sich und seine Angehörigen der bischöflichen Oberaufsicht entzog und unmittelbar unter der Aufsicht des fränkischen Königs zu stehen behauptete. So war es nicht schwer, Sidonius gegen das Kloster in Harnisch zu bringen. Die Lage Othmars ward eine immer bedenklichere. In großer Bedrängniß machte er sich auf den Weg, um bei König Pipin zu klagen über das tyrannische Verfahren und Zugreifen der Grafen. Diese aber ließen ihn unterwegs aufgreifen und in Fesseln zurückbringen. Es wurde ihm sofort der Prozeß gemacht. Ein gewisser Mönch Landpert verstand sich dazu, gegen ihn zu zeugen, daß er sich des Ehebruchs schuldig gemacht habe. Othmar hielt es unter seiner Würde, auf die falsche Anklage zu antworten; zu reden gezwungen, antwortete er: „ich bekenne, daß ich über Maßen in Vielem gesündigt habe, rufe aber Gott, den Alles sehenden, zum Zeugen meiner Unschuld in Bezug auf dieses mir vorgeworfene Verbrechen an.“ Eine weitere Vertheidigung hielt er für zwecklos; er wußte, daß es auf sein Verderben abgesehen war. Er wurde zu lebenslänglicher Einkerkerung verdammt und zunächst in sehr strengen Gewahrsam in das Schloß Bodmann gebracht. Man konnte in der Härte so weit gehen, ihm die nöthige Nahrung zu entziehen, die ihm aber ein treuer Klosterbruder Nachts zuzustellen wußte. Ein elender Tod im Gefängniß hätte seiner gewartet, wenn nicht sein mächtiger Freund und stiller Verehrer Gotzbert es ausgewirkt hätte, daß ihm in der Nähe seines ländlichen Schlosses bei Eschenz, auf der Insel Weerd, als Einsiedler zu leben gestattet worden wäre, wo er ungestört

frommen Uebungen oblag. Er überlebte aber nicht lange diese Gunst: zwei Jahre darauf starb er und wurde als Gefangener dort beerdigt (759 n. Chr.). Nach zehn Jahren holten die Mönche St. Gallens seinen Leichnam, den man unverwest fand, in ihr Kloster ab. Eine Vision oder vielmehr die ihr zu Grunde liegende tiefe Hochachtung und treue Dankbarkeit der Brüder für den Vorkämpfer ihrer Freiheit, hatte die Veranlassung zur Uebersiedlung der Gebeine gegeben. Alle bei solchen Gelegenheiten vorkommenden Wunder verherrlichten die Fahrt; mitten im Sturm und Regenguß fuhr das Schiff ruhig und trocken über den Bodensee; die neben dem Leichnam brennenden Kerzen leuchteten unausgelöscht fort, die von den durstigen Schiffleuten fleißig herumgebotene Flasche füllte sich von selbst zu immer neuem Labetrunke; kurz die Elemente selbst fühlten mit oder man ließ sie es mitfühlen, welche Hochachtung man diesen Reliquien schuldig sei. Sie wurden in der St. Galluskirche beigesetzt. Das Kloster zog die ihm entrissenen Besitzungen wieder an sich, der Bischof Sidonius, der den Stuhl von St. Gallen usurpirt hatte, war am Altare des heiligen Gall mit der Ruhr geschlagen worden und jählings gestorben; 100 Jahre nach seiner Verurtheilung wurde Othmar heilig gesprochen. Sein Andenken wird heut noch in der Kapelle, die auf der Insel Weerd über seinem Grabe steht, in Ehren gehalten. Schaaren katholischer Gläubiger wallfahrten alljährlich am Othmartage (den 16. November) zu dem geweihten Orte.

Unter der Herrschaft der fränkischen Könige wurde das Thurgau und Zürichgau zu einem Kreis von Schwaben gebildet und das Land durch Herzoge, die man Herzoge in Alemannien oder Schwaben nannte, regiert. Durch diese Verbindung zu Einem Gebiet waren die römischen Befestigungen bei Stein nun unnütz geworden;

man ließ sie in der Asche liegen, und über ihren Trümmern erhoben sich mit der Zeit allerlei Weiler, dann Dörfer, als Eschenz, Wagenhausen, Kaltenbach u. and.; der neue Flecken Stein aber, der anstatt des alten gebaut wurde, rückte dem größern Theile nach in eine bessere sonnige Lage auf das rechte Stromufer hinüber. Die beiden Ufer wurden wiederum durch eine Brücke verbunden, die nicht mehr ob der Insel, sondern ein Stück unterhalb derselben hinüberführte.

Was die Pfarrkirchen zu Stein und auf Burg betrifft, so wird davon wenig oder gar keine Nachricht gefunden, wann und von wem dieselben erbaut worden. Beide werden Anfangs wohl nur Kapellen gewesen sein. Diejenige auf Burg trat vielleicht an die Stelle eines heidnischen Altars und hieß St. Johanniskirche; die zu Stein, die der Flecken besaß, ehe das Kloster dorthin übersiedelte, war dem heiligen Nicolaus, dem Patron der Schiffleute, geweiht, da zu selbiger Zeit nicht allein die meisten Einwohner Schiffleute und Fischer waren, sondern auch fremde Schiffer hier Geschäfte hatten. Denn die Stadt Schaffhausen ist jünger als Stein, die Gegend alldort war noch ziemlich wild und die Schiffahrt den Rhein abwärts wegen der Felsen darin noch nicht so practikabel. Das Kapitel der Hegau'schen Geistlichkeit, dem auch das Dorf Schaffhausen mit seiner Pfarrkirche zu Büsingen zugetheilt war, führte später den Namen Steiner-Kapitel.

## II. Erbauung der Stadt Stein und Gründung des Klosters.

Zu der Zeit, als vom helvetischen Land dasjenige, was bisher zum Herzogthum Schwaben gezählt gewesen

war, mit Beibehaltung des Namens ans deutsche Reich kam, als die Ungarn, ein wildes, kriegerisches Volk, alles zu Pferd, zahlreich wie Sand am Meer, von der Donau her sengend und brennend bald durch Deutschland, bald durch Welschland streiften, da gebot der deutsche Kaiser Heinrich I., genannt der Finkler, daß im ganzen Reiche, sonderlich an den Pässen, Städte erbaut oder Dörfer mit Mauern und Graben umgeben und zu sichern Städten gemacht werden sollen gegen den grimmigen Feind. Dieser Schrecken vor den Ungarn gab Wyl, Altstädten, Constanz, St. Gallen, vielleicht auch Arbon und Bischofzell seine Mauern. Auch die Stadt Stein am Rhein nahm so ihren Anfang und erhielt die ersten Thürme. Doch erst unter dem großen Kaiser Otto, da die Horden auf's Neue mit mächtigen Schaaren durch Baiern brachen, geschah es, daß Herzog Burkhard II. von Schwaben den Flecken Stein mit Ringmauern, Thürmen und Graben befestigte und zur Stadt erhob. Der Bau soll 966 vollendet worden und der Herzog bald darauf gestorben sein. Die Stadt Stein hat sich ihres Erbauers nicht zu schämen. Herzog Burkhard II., nicht so gefürchtet und selbstherrlich wie sein Vater Burkhard I., stand desto treuer zu seinem Kaiser und setzte mehrfach Blut und Leben für denselben ein, so in dem Vernichtungskampfe gegen die Ungarn auf dem Lechfelde bei Augsburg (955), und dann noch auf seinem glorreichen Zuge nach Italien gegen die Brüder Adalbert und Guido (965), durch den er ihm die Herrschaft in Italien sicherte. Er regierte aber auch im eigenen Lande — sein Herzogssitz war Hohentwiel — mit Weisheit und Gerechtigkeit und förderte nicht nur religiöses, sondern geistiges Leben überhaupt, alle Bestrebungen und Regungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Es stand ihm hierin vorzüglich seine Gattin, die

schöne und geistreiche Hedwig, des Baiernherzogs Tochter, zur Seite, die ihre Mußezeit den Studien widmete, noch in vorgerückterem Alter unter der Leitung des St. Galler Ekkehard II. die Classiker las und ihren Wittwensitz Hohentwiel, von dem aus sie bei einem männlichen Geiste ausnahmsweise, wie die Landesherzogin, fortregierte, zu einem Musensitz umwandelte. Unter Burkhard und ihr erreichte Alemannien eine hohe Stufe der Bildung.

Durch diesen geachteten Schwabenherzog also ist die Stadt Stein entstanden. Der Vorzug einer Stadt damaliger Zeit bestand aber nicht blos in Thürmen und Mauern, sondern sie empfing für ihr Gemeinwesen ähnliche Einrichtungen und Rechtsame, wie schon ältere Städte in Deutschland hatten: niederes Gericht, Rath, Schultheißenamt, Marktgerechtigkeit. Gericht wurde auf öffentlicher Gasse gehalten. Auf den Märkten verkaufte der Landmann, was seine Felder und Heerden Ueberfluß gaben, und der Städter vertauschte dafür die Waaren, welche er in seiner Werkstatt bereitete; es entstand der Kreislauf des Handels, der den Ueberfluß des einen Ortes und Landes dem andern bringt und austauscht. So waren auch die Dörfer wohlhabender geworden und erscheinen um diese Zeit mit eigenen Edelleuten. Zu dem Kranze ländlicher Schlösser, welche sich über dem reizenden Gestade des Untersee's hinzogen, gehörte auch das über Eschenz gelegene Schloß Freudenfels, jetzt ein neueres Bauwerk, das wahrscheinlich an die Stelle einer von den Herren von Eschenz bewohnten Burg getreten ist. Schon ums Jahr 950 hinterließ ein Graf Guntram hier Besitzungen, die Kaiser Otto der Große dem Kloster Einsiedeln vergabte; doch scheinen auch die Grafen von Oeningen hier ansäßig gewesen zu sein. Von der Abtei Einsiedeln trugen die Freiherren von Hohenklingen diese Herrschaft zu Lehen und

waren Kammereivögte derselben. Edelknechte der Herren von Hohenklingen und ihre Unterbeamten waren die Edeln von Eschenz. Hermann von Eschenz mit zwei Söhnen ward in der Schlacht bei Sempach, in Oesterreichs Dienst erschlagen (1386).

Auch das Dorf Wagenhausen hatte seine Edeln, von denen Tuto bei Entstehung des Klosters sich berühmt gemacht hat. Er vergabte seine Güter und trat selbst in's Kloster. Darnach kam ihn die Reue an, er widerrief die Schenkungen und es entstand ein langer Streit. — Bei Rheinklingen am Rheinufer werden noch, obwohl beinahe verwachsene Spuren der ehemaligen Burg bemerkt, welche von den Edeln von Rychlingen bewohnt wurde. Ihre Namen und Thaten sind unbekannt geblieben.

---

Die religiöse Erkenntniß der damaligen Zeit war von eigenthümlicher Art. Die Gläubigen kannten wenig Anderes als das Vater Unser und das Glaubensbekenntniß, und hörten in den Kirchen selten Predigten an. Allgemein herrschte die Ueberzeugung, daß nur in der Einsamkeit und in der Aussonderung von der Welt Gott wohlgefällig zu werden möglich sei. Wer sich das Heil seiner Seele sichern wollte, schenkte an eine Kirche oder an ein Kloster einen Theil seines Vermögens, um dadurch an dem Gebete der Gottgeweihten Theil zu haben, oder legte sich die strengsten religiösen Uebungen auf. Wie weit man hierin ging, zeigt das Beispiel der heiligen Wiborad. Sie stammte aus der Familie der Herren von Klingen und war wahrscheinlich zu Altenklingen geboren. Schon als Kind verrieth sie eine, diesem Alter nicht gewöhnliche Ernsthaftigkeit. Sie entschlug sich aller Kinderspiele und aller jugendlichen Freuden, um sich ganz Gott zu weihen. Obgleich die Pfarrkirche ziemlich weit von der

Wohnung ihrer Eltern entfernt war, besuchte sie dieselbe doch täglich, und zwar in bloßen Füßen; dabei war sie in der Verpflegung ihrer Eltern, als diese krank wurden, unermüdlich. Eine unerklärliche Sehnsucht nach einer stillen, einsamen Lebensweise und der Tod einer geliebten Schwester bewog sie endlich zu dem Entschlusse, sich der Welt zu entziehen und als Klausnerin zu leben. Schon zu Hause bereitete sie sich dazu vor, indem sie durch ihren Bruder, welcher Mönch in St. Gallen war, die Psalmen so oft vorsprechen ließ, bis sie dieselben inne hatte; dabei alle weichen Bettstücke entfernte, statt eines Kissens einen Stein unter den Kopf legte und den größern Theil der Nacht mit Beten zubrachte. Unter der Leitung einer Klausnerin Cilia führte sie alsdann mit zwei Mägden ein klösterliches Leben in einem Hause zu Konstanz; bald aber vertauschte sie diesen Aufenthalt mit einer stilleren Klause neben der Magnuskirche in St. Gallen, in die sie sich von dem Bischof (Salomo III.) einschließen ließ. Ein kleines Gebäude, mit festen Seitenwänden ohne eine andere Oeffnung als diejenige, durch welche ihr Speise gereicht wurde und durch die sie mit den Fragenden sich unterhalten konnte, diente ihr zur Wohnung, aus welcher sie niemals heraustrat. Um den Leib trug sie eine eiserne Kette, die sie nie ablegte, so daß dieselbe zuletzt bis auf die Knochen sich einrieb und von der Haut überwachsen wurde. Dabei kämpfte sie unaufhörlich gegen teuflische Erscheinungen, durch die sie bald erschreckt, bald in Versuchung geführt, aber auch fähig gemacht wurde, auf ähnliche Gemüther mit großer Kraft und Kenntniß des menschlichen Herzens einzuwirken. Ihr Beispiel wirkte begeisternd; eine schöne Anzahl Jungfrauen ahmte ihre Lebensweise nach. Der Zudrang des Volkes, das auf den Ruf ihrer großen Heiligkeit herbeiströmte, nöthigte endlich die Wiborad,

ihre Zelle über den Wasserfall der Steinach hinauf, dahin, wo jetzt St. Georgen steht, versetzen zu lassen. Daselbst lebte sie bis 925. Als die Ungarn in's Land fielen und alles Volk vor ihnen in das Gebirge floh, sie aber ihre Klause nicht verlassen wollte, waren die Barbaren, Schätze hoffend, in die verschlossene Zelle eingedrungen und enttäuscht und zürnend haben sie die fromme Einsiedlerin mit ihren Spießen niedergestoßen. Hundert und zwanzig Jahre später ordnete Papst Clemens II. ihre Verehrung an.*)

Die Klöster standen damals — im X. Jahrhundert — an den meisten Orten noch in ihrer Blüthezeit, andere entstanden erst. Auch der jungen Stadt Stein war es beschieden, bald nach ihrer Erbauung eine Gesellschaft Benediktinermönche durch die neuen Thore einziehen und innert den Mauern hart am Rhein eine ziemlich ausgedehnte Zelle mit Münster, anstoßenden Wohnungen und Kreuzgang stiften zu sehen, — es war das Stift St. Georg. Woher kamen diese Fremdlinge? Das Kloster St. Georg hatte das Schicksal, ein Pilger auf Erden zu sein. Von Schwaben, wo es kaum ein halbes Jahrhundert verweilte, war es unter dem Abte Trudewing an den Rhein gewandert und bei Anlaß der Reformation nahm der letzte Abt den Wanderstab und flüchtete mit des Klosters Kleinodien nach Schwaben zurück. Der Ursprung des Stifts ist folgender:

Nach dem Tode Herzog Burkhards II. von Schwaben hatte dessen berühmte, aber kinderlose Gemahlin Hedwig angefangen, auf ihrer hohen Feste Twiel ein Gotteshaus zu Ehren des heiligen Märtyrers Georg neu zu gründen oder wiederherzustellen. Die Mönche erhielten ansehnliche Wohnungen, deren Ueberreste noch gegenwärtig stehen.

*) Siehe Pupikofer, Gesch. des Thurgaus. 1. Hälfte. pag. 66. ff.

Die Unbequemlichkeiten des hohen Berges waren ihnen aber auf die Dauer lästig geworden. Sie beschwerten sich nach Hedwigs Tode (sie war 993 gestorben, nachdem sie ihre Güter an Twiel und andere Klöster vergabt hatte) bei Kaiser Heinrich II., Nachfolger König Otto's. Heinrich hörte ihre Klage und beschloß im Jahr 1005 nach gepflogenem Rath mit seinen getreuen Bischöfen, Aebten und Fürsten im Schwabenlande, das Kloster aus der rauhen Höhe herab an einen milderen Ort, nach der Stadt Stein am Rhein zu verlegen und unter das neu errichtete Bisthum Bamberg zu stellen. Dazu beschenkte Heinrich, der alle Besitzungen Burkhards nach Hedwigs Ableben wegen Erbansprüchen an diese seine Base an sich gezogen und gleichfalls keine Kinder hinterließ, das Stift zu Stein mit allen den Gütern, die zuvor zu Hohentwiel gehört hatten: Arlen, Etzweilen, Hilzingen, Schweningen und andern, bis hinaus nach Nagold im Würtembergischen, sammt den Kirchen und Zehnten, gebautem und ungebautem Erdreich, dienstbaren Leuten und Leibeigenen, mit dem Willen, daß ein jeweiliger Abt über sie herrsche und Gottes Gütigkeit für ihn, den Kaiser, und seine Vorderen unabläßig anrufe.

Jedes Kloster hatte einen Kastvogt oder Schirmherrn zum Anwalt und Beschützer seiner Rechte, wofür ihm besondere Lehen und Einkünfte bestimmt waren. Weil aber diese Schirmvögte ihre Gewalt zum Nachtheil der Klöster häufig mißbrauchten, so hat Heinrich dem Abt und Konvent zu Stein die Freiheit gegeben, sich ihren Kastvogt selbst nach Belieben zu wählen. Sie nahmen später die Herren von Klingen zu Vogtherren an. — Bei dieser Dotirung mit Rechten und Gütern ließ es der gütige Fürst noch nicht bewenden, sondern etliche Jahre darauf „nach Erlernung aus Gottes Wort: daß die zeitlichen Güter

gering zu schätzen, hingegen nach Erlangung der ewigen, im Himmel bleibenden fleißig zu streben sei," und auf die vom Prälaten zu St. Georg bei ihm eingekommene Klage über habenden Mangel und angelegentliche Bitte: ihnen mit etwas Vermehrung behülflich zu sein, hat der Kaiser in willfähriger Entsprechung sein eigen Gut Kirchheim im Breisgau dem Kloster Stein verordnet, mit der Bedingung, daß kein Abt das Geringste davon zu entfremden befugt sein soll, wobei die angefügte Clausel nachdrücklich also lautet: „Wenn aber Jemand, was nicht geschehen möge, dieser unserer Stiftung sich widerwärtig bezeigen und unsere Vergabungen mit Gewalt rauben oder durch irgend einen Betrug entziehen sollte, der müsse als ein Mitgesell des Verräthers Judas im unauslöschlichen Feuer unaufhörlich brennen." — Heinrich starb 1024. — Man kann somit nach dem Obigen die Vergleichung ziehen: Aehnlich wie zu Schaffhausen die Stiftung des Gotteshauses Allerheiligen und der Flor des Fleckens von einem edeln Geschlechte der Schwaben, dem frommen Grafen Eberhard von Nellenburg und seiner gleichgesinnten Gemahlin Ida herrührt, so hat Stein dem mit Ehren genannten alemannischen Fürstenpaare Burkhard und Hedwig die Gründung seiner Stadt und die Mehrung ihres Rufes durch das mit Hedwigs schöner Aussteuer bedachte Kloster zu verdanken. Freilich in die Verdankung für die letztere Bescherung will der Chronikschreiber Georg Winz von Stein nicht einstimmen. Er bezeugt in Betreff der Niederlassung der Hohentwieler Bergleute in den Mauern Steins sein volles Mißvergnügen. „Von Alters her, schreibt er, hatten die frommen Väter eine unersättliche Begier (modus adquirendi et accipiendi) nach allerhand Rechtsamen, Höfen, Häusern, Gütern. So haben sie die alte Leutpriesterkirche zu St. Nicolaus sammt ihren Ein-

künften in ihr Bereich zu ziehen gesucht. Es wäre für Stein besser gewesen, wenn der gütige Kaiser Heinrich diese schwarzen Herrlein auf Hohentwiel gelassen hätte. Die Hohentwieler hätten desto mehr Ehre davon gehabt, so fromme Männer Benediktiner Ordens einem Fremden zeigen zu können, als das von ihnen bei ihrem Abzug nach Stein zurückgelassene Oelfaß, das in einer Ecke des Kellers an eisernen Ketten aufgehängt zum Andenken des ehemals dort gestandenen Klosters gezeigt wird; er habe sie einigemal gesehen — diese schmutzige Antiquität."

So sehr dieser warme Erguß des patriotischen Mannes seine Rechtfertigung findet in dem angedeuteten modus adquirendi, einer Erbsünde der meisten Aebte und Quelle vieler Streitigkeiten, so läßt sich doch nicht anders denken, als daß der zunehmende Flor des Klosters auch den Zuwachs der Stadt Stein werde befördert haben, da größere Bedürfnisse auch Mehrere, die sie befriedigen müssen, Handwerker, Gewerbsleute, Feldbauer herbeiführen, und durch die entfernten Besitzungen des Klosters neue Verbindungen mit vorher Unbekannten entstanden. Die Einwohner des Landes und der Städte standen lieber unter der Herrschaft geistlicher Stifte, denn sie war milder, als die der weltlichen Herren; sie waren in Fehden mit ihrem Gute gesicherter, wurden weniger durch die Jagd und schwere Frohnarbeiten geplagt und hatten weniger neue Belastungen zu fürchten; die Armen fanden mehr Unterstützung; die Güter mit ihren Eigenleuten wurden weniger vertauscht und verkauft. — Das Stift St. Georg erhob sich mehr und mehr zu einer ansehnlichen Reichsabtei; sie fand ihre Gönner und Beschützer beim Reich; sie erhält die Münzgerechtigkeit, wird von deutschen Kaisern und Königen in Schutz und Schirm genommen, bemüht sich um die gleiche Gnade zu Rom beim heiligen Vater,

mit so glücklichem Erfolg, daß Papst Honorius III. das Gotteshaus mit allen Gütern sammt der Kirche St. Nicolai in des heiligen Petrus Schirm aufnimmt unter androhendem Zorn denen, so sie daran kränken oder irren möchten.

Einer der frühesten Aebte war Mangold, ehemals Ritter und Eberhards von Nellenburg Gefährte, dann Mönch und Abt zu Stein. Er verließ aber den Orden wieder und ergab sich von Neuem dem ritterlichen Leben. Da begegnete ihm eines Tages Eberhard, dessen Blick und Wort großen Eindruck machte, und warf ihm vor, wie er abtrünnig geworden. Mangold erschrack, fiel dem Grafen zu Füßen und bat ihn um Hülfe und Rath, aber nach Stein wollte er nicht zurückkehren und lieber der ärmste unter den Brüdern in Schaffhausen sein. Dazu erhielt Mangold die Erlaubniß seines Abts und lebte noch kurze Zeit in dem Kloster Allerheiligen, bis er von der Welt schied. — Unter Abt Rudolf entstand ein Streit wegen Besetzung der Pfarrstelle an der Kirche des Klosters. Der Kastenvogt Walter von Klingen wollte seinen Bruder, Priester im Konstanzer Bisthum, versorgen. Nicht freier Wille, sondern der Zwang eines bischöflichen Legaten und das Ansehen Walters bewogen den Abt gegen die Gewohnheit nachzugeben und die Pfarrstelle durch einen Weltpriester bekleiden zu lassen. Eine päpstliche Commission setzte das Kloster 1254 wieder in seine Rechte ein.

---

## III. Die Ritter von Klingen. Stiftungen. Zünfte in Stein. Konzil zu Konstanz. Die von Klingenberg.

Mit dem Klosterwesen des Mittelalters geht das Ritterthum Hand in Hand. Die Zeit seiner Blüthe ist äußerlich am meisten gekennzeichnet durch die Menge von Burgen,

mit welchen der Adel das Land bedeckte. Oft wurde die Burg auf einem felsigen, fast unzugänglichen Hügel erstellt, oder auf den Klingen von zusammenlaufenden Schluchten; zuweilen auch auf sumpfigen Moorgründen, umgeben von einem stets gefüllten Wassergraben oder Weiher. Bei der Auswahl der Burgstellen leitete die Absicht, die herrschaftliche Besitzung zu sichern, oder sich gegenseitig zu belauschen, oder durch Wahrzeichen einander von der Annäherung einer Gefahr in Kenntniß zu setzen. Auf der Höhe des Berges, dessen Rebgelände das anmuthige Stein umziehen, liegt Hohenklingen, weithin sichtbar von den Ufern des Untersee's und dem Thale des Rheines. Die Edlen dieses Namens haben sich einen kühnen, luftigen Sitz erwählt und noch heutzutage lockt ihre Burg manchen Bewohner der Niederung mehr als einmal des Jahres zu ihren Zinnen. An den ersten sonnigen Frühlings-Nachmittagen eilen die munteren Knaben und Mädchen hinauf, die frühen Waldblümchen zu suchen, und kommt ein Vater mit der Mutter nach, um zu sehen, ob der Säntis, der Glärnisch und die Berneralpen noch stehen. Nach Westen schweift das Auge das lange Rheinthal hinunter über Dießenhofen nach Schaffhausen hin, dann lenkt es hinüber und sucht die wohlbekannten Burgen des Hegaues, deren eine über den nahen Tannenwald hereinwinkt.*)

*) Ein alter Geograph sagt von Klingen in J. v. Müllers Schweizergeschichte V, 1. pag. 218: Arx jucundissimi aditus et amoeni, nemore omni venatu abundo, vinetisque opimis. (Eine Burg von den angenehmsten Zugängen, mit Lustwald reich an jeglichem Gewild, und fetten Weinbergen). — Wie auch in diese liebliche Gegend der Lebensüberdruß einschleichen kann, erzählt Stumpf in seiner Schweizerchronik. „Anno D. 1220 war ain Mann zuo Stain, der empfieng Verdruß zu leben, sprechende (aus Eingebung eines bösen Geistes): Was ist dieses Leben, dann essen, trinken, schlafen,

Man möchte gern mehr von den ehemaligen Besitzern des Schlosses Hohenklingen wissen. Wenn sie von den Rittern gewesen sind, die mit Eifersucht auf den Wachsthum der Bürgerstädte herabschauten, so lag das im Geist der Zeit; jedenfalls aber waren sie keine Wegelagerer, die über die vorüberziehenden Kaufleute herfielen und sie ohne Umschweif ihrer Waare beraubten; vielmehr gehörten sie der alten Familie der Freiherren von Klingen an, einem weitverbreiteten, reichen Geschlechte im Thurgau, dessen Sprößlinge im Kriegs- und Friedensgeschäft sich auszeichneten. Im Thurgau, am Rhein und an der Aare trägt manche Stiftung ihren Namen. Ihre Stammburg ist wahrscheinlich Klingen, später zur Unterscheidung Altenklingen genannt, am mitternächtlichen Fuße des Ottenberges gelegen. Aus der Hand der Fürsten von Schwaben ist die Stadt Stein in ihre Gewalt und Beherrschung gekommen. Zur Sicherung ihrer Ansprüche auf dieselbe bauten sie die Burg Hohenklingen. Dieß ward Veranlassung, daß sich das Geschlecht in zwei Linien, in die von der alten und in die jüngere von der hohen Klingen theilte, mit verschiedenen Wappen. Zwischen beiden aber setzte sich der verwandtschaftliche Zusammenhang fort; man findet sie zuweilen in gleichen Geschäften und zu Stiftung und Bereicherung derselben Gotteshäuser vereinigt. Wegen dieser Verwandtschaft ist es oft erschwert, wenn schlechthin Klingen genannt werden, zu unterscheiden, welche gemeint sind. Auf den Grabmälern des Klosters Klingenthal bei Basel, von den Herren von Klingen gestiftet, findet sich sowohl das Hohenklingen'sche Wappen mit dem Reis, als das Altenklingen'sche mit dem Löwen.

---

wachen, niedergon, wieder ufston, abziehen, anlegen — und arbeiten? Mit sölichen Worten ging er einsmals zuo Stain uf die Rheinbrucken, und sprang über ab, sich selbst ertränkende."

— Die Klausnerin Wiborad, die durch die mörderische Hand der Ungarn in ihrer Zelle zu St. Gallen den Tod erlitt (925), war, wie oben gemeldet, zu Altenklingen geboren. — 992 in der Schlacht bei der Schwarzach unweit Dießenhofen schlugen sich nach der Sage die freien Bauern des Thurgaus mit den Heerhaufen der Adeligen. Der Anführer der Letztern war ein Freiherr von Klingen; der tapfere Heinz von Stein, vor allen eifrig für das Recht angestammter Freiheiten, führte das Volk an. Trotz muthiger Vertheidigung wurde das Volk geschlagen, Heinz von Stein gefangen. Auch eine bedeutende Anzahl adeliger Streiter fiel, unter ihnen ein Abt von Rheinau. — Um 1194 lebte Ulrich von Klingen, 1208 Walter Vogt (von Hohen Klingen). Heinrich von Hohen Klingen starb 1203 als Abt in St. Gallen. Ulrich von (alten) Klingen baute 1240 an der Aare die Burg und das Städtchen Klingnau, und vertauschte mehrere seiner Güter an das Kloster St. Blasien, um andere bequemer gelegene dafür zu erhalten. Walter von Klingen, wahrscheinlich der Sohn Ulrichs, war ein gefühlvoller und beliebter Dichter, und wegen seiner Biederkeit überall hoch geachtet. Da Walter keine Söhne hatte, verkaufte er Burg und Städtchen Klingnau an Bischof Eberhard von Konstanz und stiftete mit Zustimmung seines Bruders Ulrich zu Neuenburg (am Untersee) und seines Vetters Ulrich zu Hohenklingen das Kloster Sion bei Klingnau (1269). Seine Tochter Clara war an einen Markgrafen von Baden verehlicht.

Den Rittern von Hohenklingen lag die Stadt und das Gotteshaus Stein am nächsten. Sie haben auch nicht unterlassen, als im Jahr 1347 der Ort das Unglück hatte, durch eine Feuersbrunst großentheils (wohl auch das Archiv mit) eingeäschert zu werden, den Metzgern und Bäckern das Umgeld zu erlassen für sich und ihre Erben, um den

Wiederaufbau zu erleichtern. — Dem Kloster vergabten Ulrich von der Hohen Klingen und seine Gemahlin Mathilde alle ihre Rechte und Besitzungen zu Rychlingen und Hemishofen. — Seinen Bruder Walter schreckte das Gewissen, als er auf dem Berge, oberhalb Eschenz und Mammern, dem Jagdvergnügen nachging. Ihm mißlang ein Stoß auf ein wildes Schwein in solchem Maße, daß das Thier rasend auf ihn losstürzte, und der tapfere Ritter, der im Getöse des Waffenkampfes vor keinem Schwerte sich fürchtete, vor den Zähnen des Ebers erbebte und die Himmelskönigin Maria um Hülfe anrief. Zum Denkmale der Rettung aus dieser großen Noth erbaute hierauf Walter die (auf einem schönen Vorsprung glänzende) Kapelle Mariahilf oder Klingenzell, und versah sie mit Heiligthümern und Gnadenbriefen. Er schenkte der Kapelle die von den Jungfrauen Mäzzi und Margaretha von Eschenz gekaufte Mühle zu Eschenz, den Weingarten vor der Halden zu Stein; alles dieß mit Vorbehalt der Vogtei über diese Güter, welche ewiges Eigenthum des Stifters und seines Bruders, des thurgauischen Landrichters Ulrich von Hohen Klingen, und ihrer Bruderssöhne, der beiden Ulrich von Hohen Klingen und aller ihrer Nachkommen bleiben soll. Ritter Ulrich, der älteste, fügte zu diesen Schenkungen noch seinen Antheil an der neben der Kapelle liegenden Waldung, und die zwei Brüder Ulrich 1350 ihren an die Schaffhauser Rütinen stoßenden Wald; der „ehrbare Knecht Johannes von Burg" seinen Weingarten zu Stein am Spitz. Der Benediktiner-Abtei zu Stein wurde aufgetragen, die Kapelle mit ihrem Eigenthum unter ihre besondere Obsorge zu nehmen und in derselben durch zwei Priester ihres Ordens einen täglichen Gottesdienst abhalten zu lassen.*) — Hinsichtlich der Sage vom „Klingen-

*) Siehe Pupikofer, Gesch. des Thurgaus. 1. Hälfte. pag. 201.

fräuli," welches an die benachbarten Gemeinden Eschenz, Wagenhausen, Kaltenbach, Nußbaumen, Stammheim die Waldung Schomert vergabt haben soll, damit die Armen im Winter mit Holz versehen seien, sind dem Verfasser keine geschichtlichen Angaben bekannt.

So halfen die Edlen von Klingen, während sie mit der Faust das Schwert zu führen hatten zu des Landes Schutz oder bei den Ritterspielen die Lanze übten, mit der andern Hand durch fortgesetzte Vergabungen den Gotteshäusern zu Reichthum. — Aber auch geistliche Herren, ehemalige Mönche zu St. Georg, suchten das Stift durch Schenkungen zu erfreuen. Abt Dietrich zu Wagenhausen, zuvor Custos in Stein, schenkt der Kapelle St. Petri, im Kloster gelegen, seinen Weingarten am Klingenberg, den er mit eigenen Kosten aus einem Acker gebaut, sammt der Trotte mit Beding, daß von dem Kaplan auf seinen Tag eine Messe gelesen, den Armen Brod vertheilt und ein ewig Licht in der Kapelle unterhalten werde. Es ist das der jetzt noch durch sein Gewächs ausgezeichnete Weinberg in der Custorei.

Um die Benediktiner-Abtei St. Georg siedelten sich noch andere Orden an, so die stille Gesellschaft der Sammlungsschwestern oder Beghinen. Der Vorsteher der Kirche zu Schweningen, Namens Heinrich, Bürger und Conventuale von Stein, hatte ihnen sein Haus zum Frohnhof nebst einer Wiese zu Hemishofen, der Breitwiese, mit Zustimmung des Abtes und mit der Erkenntniß übergeben, daß die dieses Haus Bewohnenden Gott desto leichter dienen mögen; und wenn eine von ihnen muthwilliger Weise austreten wollte, insonderheit, wenn eine überwiesen würde, daß sie die Zucht verlassen, soll sie als ein faules Glied ausgestoßen und eine andere gottselige Person angenommen werden. — Sogar der berühmte Orden der

Johanniterritter, welche so oft gegen die Ungläubigen fochten, besaß nahe am untern Thor ein Haus, jetzt die Privatwohnung zum Unterhof, das derselbe bis zur Reformation inne hatte. Oben über der Hausthür waren zwei Wappen, das Schwäbische und das des Ordens. Den großen oberen Saal mit (noch erhaltenem) Täfelwerk an der Decke zierten acht schöne Fensterschilde von Rittern, größtentheils vom Geschlechte der Landenberg. 1519 erkaufte Wilhelm Peyer auf Freudenfels, verehlicht mit Elisabeth Blaarer, diesen Hof. Beider Wappen findet sich noch fein eingeschnitzt über der Saalthüre.

Zu diesen religiösen Genossenschaften gesellten sich noch weitere. Die wohleingerichtete und weise Zunftordnung in andern Städten gefiel der Stadt Stein so wohl, daß mit Genehmigung der Herren von Hohen Klingen und nach Verhältniß des Ortes gleichergestalt solche Gesellschaftshäuser etablirt wurden, doch zunächst nur um sich bei einem Glas Wein oder einer kleinen Mahlzeit und freundlichem Gespräch zu ergötzen, daher man sie nicht Zünfte, sondern Trinkstuben hieß. Den Vorrang hatte 1. die Herrenstube für die benachbarten Aebte, Pröpste, Freiherren und Edelleute, deren Etliche zu Stein verburgert waren und Häuser und Güter besaßen, so die von Messingen, Arlen, Gysperg u. And. Die adeligen Geschlechter der Stadt selbst hießen die Rüden, sind seitdem ausgestorben oder haben den Adel mit dem Bürgerstande vertauscht, wie die Schnewlin, die Winzen, die aus dem Solothurn'schen hieher kamen. Die Herrenstube führte in ihrem Wappen ein Kleeblatt im weißen Felde. Darnach folgte 2. die Kaufleutstube mit rother Rose im weißen Felde. Wer im Anfange derselben einverleibt war, kann aus der Benennung entnommen werden. Beide Zünfte, unter den Namen obere und untere Stube, bestehen heut

noch mit den üblichen Stubentagen zur Winterszeit und beträchtlichen Fonds, aus denen schon manche Wohlthaten bei fremden und einheimischen Bedürfnissen geflossen sind. In Abgang sind gekommen 3. der Schuhmacher Trinkstube. Von dieser ist weiter nichts bekannt als ein Vorfall aus dem Jahr 1402. Herzog Leopold von Oesterreich hatte auf die Stadt eine Schatzung gelegt von 461 fl. Bei 80 Burger versammelten sich auf genannter Trinkstube und beschlossen, sonderlich auf Anstiften Hans Maurers, genannt Schärers von Eglisau, nichts zu geben. Weil nun Maurer gefangen gesetzt und um 300 fl. gestraft wurde, wollte er die andern Bürger dafür nehmen, daß sie ihm die Buße sollten tragen helfen; er ward aber von den erbetenen Schiedsrichtern ab und zur Ruhe gewiesen. 4. die Rebleutenzunft (jetzt das Eckhaus zum Rebberg). 5. die Gesellenstube, Zunft der Knaben. Diese Gesellschaft ist verschiedene Male aufgehoben worden und dauerte bis 1630. Sie war auf der Brotlaube. — Wenn ein ehrsamer Bürger in den Kleinen oder Großen Rath gewählt oder zu andern Ehrenämtern befördert wurde, so schenkte er seiner Gesellschaft einen vergoldeten Becher. — Man sieht: es fehlte der Stadt Stein zu selbiger Zeit nicht an Gewerben und geselligem Leben; das Kloster zog ihr nahe und ferne Freunde und Liebhaber zu.

Bei all den frommen Stiftungen und Klöstern, geistlichen und weltlichen Herren war zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, so glücklich man sich an einzelnen Orten fühlen mochte, der allgemeine Zustand in der Welt doch kein behaglicher. In seltsamem Gemische fanden sich Andacht und Rohheit, Christenthum und Lieblosigkeit, Sitteneinfalt und Ausschweifung neben einander vereinigt. Durch alle Stände und Klassen ging ein dunkles Gefühl dringend nothwendiger Verbesserung aller geselligen Ver-

hältnisse. Diejenigen, welche sie leiten sollten, erwarteten das Meiste von einer Umänderung des Kirchenwesens. Als das größte Gebrechen der Kirche sah man an, daß seit 1409 drei Päpste sich um die oberste Leitung der Kirche stritten, und die Gläubigen nicht wußten, an welchen sie sich halten sollten. Um diesem Uebel abzuhelfen und eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern vorzunehmen, versammelte das Oberhaupt des deutschen Reiches Kaiser Sigmund 1414 die höchste Geistlichkeit Italiens, Deutschlands, Frankreichs, Englands, Spaniens in Konstanz zu einem allgemeinen Concilium. Mit großen Erwartungen richteten die Gutgesinnten ihre Blicke auf diese Versammlung. Tausende von Neugierigen drängten sich herzu, als zu einem Schauspiele, das weder sie noch ihre Voreltern erlebt. Die Großen wetteiferten durch prächtige Rüstungen, Kleider und Pferde und ein zahlreiches Gefolge zu glänzen; die Gelehrten durch Scharfsinn, Kenntnisse und Beredtsamkeit Ruhm zu erlangen. Zwei Stunden um Konstanz herum waren im Thurgau alle Dörfer mit Fremden angefüllt. Unter den 115,000 Fremden waren auch drei Herren von Hohen Klingen mit zwölf Pferden, jeder mit sieben Dienern; die Aebte von St. Georg und Wagenhausen, Johann und Conrad, jener mit vier, dieser mit zwei Begleitern. Die Stadt Stein sandte ebenfalls eine Deputatschaft.

Es war für die Bewohner Steins eine interessante Zeit während dieses Zusammenströmens so vieler merkwürdiger Männer aus allen Nationen in der benachbarten Stadt; die Landstraße längs dem Rheine wird ohne Zweifel belebter gewesen sein, als sie es sonst gewöhnlich ist. Einmal sogar sahen die Steiner mit Schrecken ein großes Kriegsheer daher wogen. Als nämlich die weltlichen und geistlichen Herren zu Constanz beisammen saßen,

gerieth Herzog Friedrich von Oesterreich mit dem Kaiser Sigmund in Streit. Denn der Herzog hatte einen der Päpste, Johann XXII., den man absetzen wollte, in seinen Schutz genommen und war mit ihm vom Konzil weg nach Schaffhausen geflohen. Darum sprach die Kirchenversammlung über den Herzog den hohen Bann aus; der Kaiser aber erklärte ihn zum Hochverräther an seiner Majestät und am Reich, und sprach ihn aller seiner fürstlichen Würden und Reichslehen verlustig. In Folge dieser Beschlüsse zog sich (1415) ein zahlreiches Heer aus den Nachbarstädten am See zusammen. An seiner Spitze rückte der Burggraf Friedrich von Nürnberg den Rhein hinab und eroberte in wenigen Tagen Stein am Rhein, das Hegau, die Städte Dießenhofen und Frauenfeld. Die Eidgenossen, bei ihren Pflichten gegen das Reich aufgemahnt, kündigten dem Herzoge den Frieden auf und fielen über seine helvetischen Besitzungen her; die Berner eroberten den Aargau, die andern Eidgenossen die freien Aemter und die Grafschaft Baden. Bald darauf versöhnte sich der Kaiser mit Herzog Friedrich, die Eidgenossen aber behielten ihre Eroberung und herrschten nun über diese Lande statt Oesterreichs; die österreichischen Vorlande dagegen, das Hegau, Dießenhofen wurden dem Herzog zurückgegeben. Die Stadt Stein als ein Reichs- und österreichisches Lehen kam gänzlich wieder an die Freiherren von Klingen. Schaffhausen kaufte sich von Oesterreich los und blieb freie Reichsstadt. Im Thurgau behielt der Herzog die Landvogtei, aber nicht mehr das Landgericht.

Das Alles geschah während der Sitzungen des Konzils. Endlich erreichte es seine Endschaft, nachdem es vom Winter 1414 bis Pfingsten 1418 gedauert hatte. Am 16. Mai verließ der neuerwählte Papst Martin V. die Stadt und zog mit feierlichem Geleite durch Stein

nach Schaffhausen, von wo er nach Genf und Italien reiste. Am 21. setzte sich der Kaiser auf den See und den Rhein und fuhr nach Straßburg; alle Großen folgten und in wenigen Tagen war das mit den Häuptern der Welt beinahe fünf Jahre lang bevölkerte Konstanz verödet und hatte kein Denkmal seiner Kirchenversammlung mehr aufzuweisen, als die Brandstätte des treuen Glaubenszeugen Johann Huß aus Böhmen. Der ehrliche Theil der Versammlung hatte vergeblich auf Reform gehofft. Die Prachtliebe und Genußsucht, die sittliche Verworfenheit und Leidenschaft, die ihr zur Last fallen, waren nicht geeignet, die herrschenden Uebel, voraus des Mönchs- und Adelstandes, zu verbessern. Es wird nicht zufällig gewesen sein, daß während jener Tage des Ab- und Zureisens fremder Gäste die Abtei Wagenhausen so sehr abgenommen hatte, daß sie 1417 in eine Propstei verwandelt werden mußte, deren Einkünfte und Unterhalt vom Bischof Otto von Konstanz wieder dem Kloster Allerheiligen in Schaffhausen überbunden wurden.

Auch das Haus der Herren von Hohenklingen fing an zu sinken. Durch viele Kriegsausgaben für das Haus Oesterreich, sowie durch fortgesetzten Aufwand im eigenen Haushalt geschwächt, vermochten sie ihr schönes Besitzthum am Ausflusse des Rheines nicht länger zu behaupten. Schon lange vorher (1359) hatten sie die Hälfte desselben um 20,000 Florentiner Gulden an die Herzoge von Oesterreich verkauft, weßhalb die Stadt Stein während der Zeit ein offenes Haus dieser Fürsten war. In Kraft dieses Rechts erschienen die von Stein unter den Oesterreichischen Hülfsvölkern 1388 in der Schlacht bei Näfels, brachten aber ihr Panner davon. Später wurde die Herrschaft von den Freiherren wieder eingelöst. Jetzt in den Jahren 1419 und 1433 völlig zerrüttet veräußerten sie,

erst Ulrich, der ältere, den halben Theil an der Festung und der Stadt seinem Vetter Kaspar von Klingenberg, dann ein Anderer gleichen Namens seine Hälfte eben diesem Kaspar. „Von dem endlichen Abgang der Hohenklingen, sagt der Chronist Stumpf, finde ich nichts.“ Gar bürgerfreundlich mögen sie nicht gewesen sein. Denn als Schaffhausen, um gute Nachbarschaft zu halten, und zu eigener Sicherheit mit der schwäbischen Ritterschaft St. Georgen Schild den Bund erneuerte, waren alle Schlösser des Hegau's offene Häuser für Schaffhausen, mit Ausnahme der Burg Hohenklingen. Die Stadt Stein hatte demnach den Uebergang an die berühmtere Linie von Klingenberg nicht sehr zu beklagen. Denn die Klingenberger, wahrscheinlich demselben Stammhause Altenklingen entsprossen, findet man in ritterlichen Tugenden, in großen Angelegenheiten und Geschäften ihrer Zeit, wie in den Wissenschaften mit Auszeichnung genannt.*) Ihr ehemaliger Schloßthurm eines jetzt neuern Gebäudes ragt noch zwischen Müllheim und Homburg aus einem angenehmen Höhenthal hervor. Neben Heinrich, dem Geschichtschreiber und Minnesänger, zeichnete sich namentlich der vorerwähnte Kaspar von Klingenberg durch friedliche Gesinnung aus. Er bemühte sich, dem zerfallenden Kirchenwesen aufzuhelfen; daher ließ er sich nicht reuen, für das Georgenstift zu Stein, das nun mit der Stadt unter seinen Schutz gekommen, wiederholte Bürgschaft zu leisten. Oeftere Geschäfte und Aufträge führten ihn an den Hof des Kaisers Sigmund, bei welchem er wohl angesehen war. Er benutzte seinen Einfluß geflissentlich zum Besten seiner Angehörigen und Freunde; so zur kaiserlichen Bestätigung

---

*) Vergl. über die Klingenberger die Darstellung von J. C. Mörikofer in den Ritterburgen der Schweiz. III. Bd. pag. 53 ff.

der Rechte und Freiheiten seiner Stadt Stein. Einen Beweis von der Sorgfalt für seine Untergebenen gibt folgender Vorfall. Hagendorn, ein Kornhändler von Zell, erhielt von Kaspar die Erlaubniß, 15 Malter Korn zu kaufen, weil er vorgab, er kaufe für den Kaiser und habe von ihm das Geld dazu erhalten. Als aber Hagendorn 80 bis 100 Malter kaufte, so hielt ihm Kaspar vor, daß er es übertreibe und eine Theurung verursache. Nachdem er ihn ins Gelübde genommen, das Korn dem Kaiser zuzuführen, entließ er ihn mit der Drohung: „Wenn Du Hagendorn je wiederkehrest und einen Aufschlag und Theure im Korne machest und Du kommst auf mein Schloß, so bist Du des Todes!“ Er erfuhr jedoch, daß Jener das Korn nach fremden Märkten geführt. Als darauf Hagendorn wieder kam, setzte ihn Kaspar gefangen, entließ ihn dann aber auf einen Eid, daß er die Ordnung nicht mehr übertreten wolle und verbannte ihn auf zwei Stunden von Stein. — **Albrecht**, Kaspars Sohn, theilte die wohlwollende Gesinnung des Vaters. Des Papstes Bemühung, einen seiner Günstlinge dem Kloster Stein aufzudrängen, wurde durch ihn vereitelt. Ein Konstanzer, Conrad Sattler, war von Papst Eugen IV. zu der erledigten Abtei ernannt worden. Allein die Mönche, welche einen andern erwählt hatten, wandten sich an Albrecht, ihren Schirmherrn, und baten ihn, sie bei ihrem alten Herkommen zu schützen. Das that Albrecht und gab dem Stift die urkundliche Versicherung, daß er nach bestem Vermögen die jetzigen Conventualen und ihre Nachfolger in dem Besitz ihres Rechtes, einen Abt zu wählen, erhalten wolle (1444).

Auch die Klingenberger konnten dem Geschick des zahlreichen Thurgauschen Adels, der im 15. Jahrhundert auf einmal sinkt, zum Theil ganz verschwindet, nicht entgehen.

Es war jetzt die Zeit gekommen, wo nach dem Willen der Vorsehung auf den Trümmern der alternden, längst ihres ursprünglichen Geistes beraubten Macht des Ritterthums in den Städten und Landschaften am See, am Rhein die Paniere der freien Eidgenossenschaft aufgepflanzt werden sollten, so in der Landgrafschaft Thurgau, so auch in der Stadt Stein.

---

## IV. Stein wird freie Reichsstadt und tritt in Schirmbund mit Zürich.

Johann von Klingenberg, Landvogt im Thurgau, zog im alten Zürichkrieg in den Kampf gegen Schwyz und nahm an der Besetzung von Rapperschwyl Theil. Zwar rettete er sein Leben, allein der Krieg half mit zur Zerrüttung seines Vermögens. Daher mußte er anfangen, einen Theil seiner Güter zu verpfänden oder zu veräußern. Zuerst verkaufte er das große Bad in der Unterstadt zu Schaffhausen, dann bei drückenderer Schuldenlast immer wichtigere Besitzthümer, wie die Mühle zu Blumenfeld, dann einen Weingarten am Twieler-Berge. Oefters entlehnte er Geld theils bei den Bürgern und dem Kloster zu Stein, theils in Konstanz, selbst in Mailand. Endlich durch unglückliche Kriege, einen zahlreichen Haushalt und die Wildheit einiger seiner Söhne heruntergebracht, vermochte auch er die Herrschaft Stein nicht länger zu behaupten. Nachdem sie die Klingenberger kaum vier Jahrzehnte besessen, verkaufte Heinrich im Jahr 1457 die Stadt Stein und die hohe Klinge mit allen Rechtsamen und Gütern, Hemishofen, vor der Brücke, Oberdorf, Fortenbach, mit Vorbehalt der Bestätigung des Kaisers und Oesterreichs, um 24,500 Gulden an die Räthe, Richter

und Bürger von Stein. Durch diesen Kauf gelangte die Stadt zur völligen Freiheit, erwarb die großen und kleinen Zölle, hohe und niedere Gerichte, das Privilegium, über das Blut zu richten, Bürgermeister und Räthe zu setzen, „ein seltener und glücklicher Umstand!“ sagt Fäsi in seiner Staats- und Erdbeschreibung der Schweiz. „In diesen Zeiten, da Städte, Herrschaften, Leute kaufen und verkaufen, eine tägliche Gewohnheit war, ist es doch selten geschehen, daß Untergebene sich von ihren alten Erb- und Ober-Herren die Freiheit erkauft hätten; vielmehr wurden die Käufe von einer Herrschaft gegen die andere gemacht, oder aber die Untergebenen konnten nur allmählig die herrschaftlichen Rechte und die gänzliche Freiheit an sich kaufen. Die Stadt Stein aber hat sich durch diesen glücklichen Kauf auf einmal von allen Pflichten der Unterthänigkeit gegen das Haus von Klingenberg ledig, und also sich selbst und ihren eigenen Gesetzen unterthänig gekauft; sie mußte zwar die Freiheit theuer erkaufen. Kann aber die Freiheit, kann das Recht, nach seinen eigenen Gesetzen zu leben, wohl zu theuer erkauft werden? Hätte die Stadt diesen glücklichen Augenblick, da ihre Freiherren von einer schweren Schuldenlast gedrückt waren, nicht klüglich genutzt, sie würde schwerlich nachher einen solch günstigen Zeitpunkt zum zweiten Mal gefunden haben. Das Freiherrliche Haus, aus Noth gedrungen, diesen Verkauf einzugehen, war stärker mit Haupt- und Zinsschulden überhäuft, als es abtragen konnte.“ Seine vornehmsten Schuldgläubiger sind mit der Hauptschuld und den jährlichen Zinsen in dem Kaufbrief ausgesetzt und die Stadt sie zu bezahlen angewiesen. Was die Klingenberger baar erhielten, war nicht mehr als 2938 Gulden. Am Ende kehrte sich das Verhältniß des ehemaligen Herrn beinahe um; denn die Steiner Bürger,

wohlhabend durch Fleiß und Handelsverkehr, standen als Bürgen für Johann und die Seinigen ein und borgten denselben immer größere Summen. — Kaiser Friedrich III. und Herzog Albrecht von Oesterreich bestätigten im gleichen Jahr diesen Kauf der Stadt von ihren daran habenden Lehenrechten und Pfandschaften. — So war Stein zur freien Reichsstadt geworden. Erster Bürgermeister war Hans Ruof.

Die aufstrebende Stadt hatte sich ihrer Freiheit zu freuen eben erst angefangen, als sie schon bedroht wurde, bald vom Abt, bald vom neidischen Adel im Hegau. Mit dem Stift St. Georgen war Feindschaft entstanden, weil die Steiner auf die von den Klingenbergern besessene Schirmvogtei des Klosters Ansprache machten. Der Streit blieb lange unentschieden. Zugleich vereinzelt und schutzlos mitten unter den Besitzungen der schwäbischen Edelleute schloß Stein mit den Städten Zürich und Schaffhausen ein Bündniß auf 25 Jahre (1459). Es solle freie Reichsstadt, aber der Bundesstädte offenes Haus sein. Inzwischen suchte der Abt selber auch Schutz bei Zürich, indem er (1463) in das dortige Bürgerrecht eintrat, unter folgenden Bedingnissen: daß die Stadt Stein, wenn sie etwas an ihn zu fordern hätte, nur bei dem Rechtsspruch Hülfe suchen, und daß das Stift von den Zürichern, wenn sie eine Besatzung nach Stein legen, nicht mit Unkosten beschwert werden sollte. Auch versprach Zürich dasselbe bei fremden Herren zu unterstützen; dagegen machte sich das Kloster anheischig, jährlich auf Martini ein Schutzgeld zu bezahlen.

In den Haß, welcher zwischen den Eidgenossen und dem Vorderösterreichischen Adel selbst zur Zeit des Friedens thätig war, wurde vorzüglich auch die Stadt Dießenhofen verwickelt. Es war nicht blos Armuth, sondern

noch mehr Uebelwollen, daß Hans von Rosenegg weder die Hauptschuld noch die Zinsen bezahlte, für welche die Stadt Dießenhofen sich zu seinen Gunsten verbürgt hatte. Zornig über solche Undankbarkeit ergriffen die Bürger 1462 die Waffen, eroberten Rosenegg und hielten die Burg so lange besetzt, bis die Stadt Stein Vermittlung anbot und vollständige Entschädigung zusicherte. Diese freund-nachbarliche Handlung verhinderte indeß nicht, daß Stein selbst bald darnach (1478) durch den schwäbischen Adel, diesen unermüdlichen Feind aller Bündnisse mit den Eidgenossen, in Gefahr kam, die noch nicht lange genossene Freiheit auf eine traurige Weise wieder zu verlieren. Der Adel trachtete die Stadt unter das Joch zu bringen und stand hiezu mit dem Bürgermeister von Stein im verrätherischen Einverständniß. Vom Rhein herunter kamen, theils in Fässern, theils unter dem Schutz einer finstern Nacht, Kriegsleute, die sich vor der Stadtmauer an dem Schiffländeplatz sammelten. Sie sollten von untreuen Bürgern beim welschen Thörlein eingelassen werden. Ein in dessen Nähe wohnender Bäcker war frühe auf und näherte sich dem Thor, da er verdächtiges Geräusch vernahm. Von außen fragte man ihn, ob es Zeit sei, und der Gefragte antwortete klug: No e Wili! Er eilt zum Bürgermeister, findet aber dort kein Gehör und nun zieht er die Sturmglocke, bringt die Bürgerschaft in Alarm und diese verjagt die Feinde vor den Thoren. Dem Bürgermeister aber wurde der Prozeß gemacht und er in einem Sack über die Rheinbrücke gestürzt und ertränkt. *) Wegen

---

*) In einem Handlungshause in Schaffhausen liegt eine kleine kaufmännische Chronik, darin neben dem Weinpreise des Jahres 1478 (2 ℔ 5 ß der Saum) auch der Vorfall zu Stein von einem Zeitgenossen also vermerkt ist: Die von Stein Ertanckten Ihren Burgermeister im Rein.

dieser Verrätherei wurde verordnet: auf dem Schlosse Hohenklingen Tag und Nacht eine Wache zu halten, welche die ankommenden bedeckten Schiffe durch ein Horn, die zu Pferd ankommenden Reisenden aber, wenn die Anzahl der Pferde über vier ist, durch Losbrennung einer Kanone und Ausstreckung einer Fahne gegen das Thor, nach welchem sie ihren Weg nehmen, anmeldet. Zum ewigen Andenken an die überstandene Gefahr beschloß man, daß hinfüro der Nachtwächter beim letzten Stundenruf die Worte: „No e Wili!“ zu brauchen habe. Außerdem ward statt des einen Bäckers das ganze Handwerk geehrt, indem selbigem alle drei Jahre ein Umzug mit eigener Fahne und klingendem Spiel bewilligt wurde, welcher Umzug zum letzten Male 1798 stattfand. Das Gewerbe aber behielt als Ehrenzeichen die Fahne, die, wenn ein Bäcker Hochzeit macht, am Hause des Obmanns flattert. So hat fast jede Stadt die Erinnerung an eine glückliche Errettung, Schaffhausen aus ähnlicher Lage und Zeit, als Bilgeri von Heudorf mit seinem reisigen Zeug die Stadt bedrohte (1454), Luzern und Zürich das Andenken an ihre Mordnacht.

Nachdem der fünfundzwanzigjährige Bund mit Zürich und Schaffhausen zu Ende gelaufen war, entschloß sich die Stadt Stein, um ihre Unabhängigkeit nicht neuen Gefahren auszusetzen, und in Betracht der von Zürich öfters erfahrnen Hülfen und Freundschaften, sich in den Schutz dieses hohen Standes zu begeben und ihn zu ihrem Herrn und Obern anzunehmen. Es geschah dies im Jahre 1484 noch zur Zeit Waldmanns. Stein verpflichtete sich hierdurch dem Bürgermeister, Rath und Bürger der Stadt Zürich „Treu und Wahrheit zu leisten, ihren Nutzen zu fördern und Schaden abzuwenden, ihnen und ihren ewigen Nachkommen mit Stadt und dem Schloß Klingen mit Leut und Gut zu allen ihren Nöthen und wider män-

niglichen zu allen Zeiten zu warten und zu dienen, auch mit ihnen, wie Andere der Ihren, zu reisen, und alles zu thun, so fromme Leute ihren Herren schuldig und verbunden sind, und dabei keinen andern Schirm noch Verständniß an sich zu nehmen.“ Der Rath und die Bürgerschaft zu Stein behielt sich aber bei dieser Schutzergebung an den Stand Zürich vor: „daß wir dabei aufrecht und ehrlich bleiben sollen bei allen unsern Freiheiten, hohen und niedern Gerichten und bei der Lehenschaft, so wir vom Reich haben, und bei unsern Märkten, Zöllen, Umgelten &c. &c.; bei Besetzung unsers Bürgermeisters und Raths; auch bei der Währschaft und Münz; und daß auch dieselben Unsre Gnädige Herren von Zürich uns dabei gegen männiglich schirmen und handhaben; deßgleichen uns sonst mit keinen Steuern, Schatzungen noch andern Auflagen beschweren sollen . . in kein Weis noch Weg.“ Hierdurch sind denn die Rechte, welche die Stadt Stein dem Stand Zürich übertragen, wie auch die Rechte und Freiheiten, welche sie sich vorbehalten, sattsam bestimmt worden, wie der darüber aufgerichtete Schirmbrief ausweiset, der bei der jährlichen Huldigung abgelesen und beschworen ward. Zur Zahlung der Schulden, welche die Stadt von ihrem Auskauf her zum Theil noch auf sich hatte, übernahm Zürich 8000 Rheinische Gulden, erhielt aber auch durch einen ergangenen Spruch die Kastvogtei über das Kloster, welche Stein lange angestrebt und nie erreicht hatte.

Durch diesen Uebertritt unter ansehnlichen Schutz in ein eigentliches Gemeinwesen wurde für Stein die Selbstregierung, ja die äußere Herrschaft über den anmuthigen Umkreis mit Befreiung von Schulden und Ruhe vor Partheiung für mehr als dreihundert Jahre erworben. Zugleich ein Glied der gesammten schweizerischen Eidge-

nossenschaft geworden, war ihm der Weg eröffnet, Theil zu nehmen an ihrem angestammten Freiheitssinn, Gewerbfleiß, ihren belebenden Fehden, sowie an den großen Segnungen der Reformation. Die Stadt Stein hatte zwar ehedem an den Fürsten von Schwaben und den Herren von Klingenberg keine harten Väter, viel eher an den Aebten und Hegauschen Edelleuten störrige Hausgenossen und Nachbarn gehabt; jetzt aber hatte sie angefangen, der Vormundschaft zu entwachsen und eine selbstständige Tochter zu werden, immerhin an der Oberhand der starken Herren von Zürich. Die Selbstverwaltung will freilich erst gelernt sein, und mehr als ein Bürgermeister, der sich auf's Regieren noch nicht verstand, wurde seines Amtes entsetzt, und konnte über seine Ungeschicklichkeit in der Verbannung nachdenken. Allein man fühlte sich doch glücklich bei dem neuen Stand der Dinge; man versäumte nicht, mancherlei nützliche Einrichtungen zu treffen und neue Hülfsquellen zu eröffnen. Auch des Gottesdienstes vergaß man nicht. Im Spital der Stadt stiftete der Rath in der schon früher erbauten Kapelle eine neue Pfrund. Der Abt zwar setzte sich dagegen; durch gütlichen Vergleich aber ward dem Rath erlaubt, die Pfründe mit einem eigenen Priester nach Belieben zu bestellen, und 1490 geschah die Einweihung durch einen Bischöflich-Constanzischen Vicarius. Zwei Jahre später zog die Stadt den Salzhandel an sich, wobei aber jedem Bürger frei gelassen blieb, bei dem kleinen Maß in seinem Hause zu verkaufen. — Zur Verhütung der Feuersbrünste ward eine Ordnung gemacht. Bei der Theurung im Winter des Jahres 1499, zur Zeit des Schwabenkriegs, wo das Land umher durch Raub und Brand verwüstet wurde und Manche vor Hunger und Kälte umkamen, ließ der Rath in Stein selbst backen. Der Frucht wurde ein Preis gesetzt, nach welchem man

jedem Bürger um baar Geld oder auf Pfand und Bürgschaft, so viel er für seinen Hausbedarf nöthig hatte, verabfolgte. Wenn die fremde Frucht verbraucht sei, solle jeder Bürger hergeben, was er über seinen jährlichen Gebrauch an Frucht besaß. — In gleichem Jahre, als ein Just Joser von Buchhorn an die Brücke anfuhr und damit Leib und Gut verfallen hatte, ward er zwar auf Fürbitte seiner Stadt pardonnirt, aber mit dem Anhang: hinfort nicht mehr selbst zu fahren, sondern allezeit einen Steuermann zu bestellen. Daher mag es vielleicht kommen, daß noch heut zu Tag die „Lädinen" von Lindau und Bregenz von Stygen aus bis Schaffhausen Steuermeister von Stein nehmen müssen.

Der Schwabenkrieg brachte der Stadt Stein mehr Verlust als Gewinn. Wohl nahmen die Steiner besonders eifrigen Antheil, als der Streifzug der Eidgenossen gegen den Raubadel im Hegau geschah, der die Schweizer, insonderheit die Bürger von Schaffhausen, Dießenhofen und Stein, durch Schmähungen und mancherlei Schädigungen erbittert hatte. Seine Schlösser wurden erobert, ausgeraubt, verbrannt, so die Burg Rosenegg; die Besatzung von Randegg mußte im bloßen Hemd mit weißen Stäblein in der Hand abziehen. Zu Blumenfeld, dem Städtchen und Schloß eines der Herren von Rosenegg, erneuerte sich die rührende List der Weiber von Weinsberg; dieser Ort war fest, mit 500 Mann besetzt und ein Paar Tage hindurch tapfer vertheidigt; dann ward er auf die Bedingung übergeben, daß die Besatzung, mit Ausnahme des Herrn, frei abziehen und Weib und Kinder so viel Habe mitnehmen können, als sie heraustragen mögen; alles Uebrige soll den Eidgenossen bleiben. Da lud die Ehefrau des Herrn von Rosenegg, eine Glarnerin, ihren Gatten auf die Schulter und trug ihn so heraus als ihre beste Habe. Sie nahm

auch ihre besten Kleinode mit; gerne gönnten ihr die Eidgenossen auch diese, gerührt von ihrer ehelichen Liebe, und als ein Eidgenosse nach denselben greifen wollte, wurde er kaum vom Strick erbeten. — Nach erfolgtem Frieden zogen die regierenden Stände des Thurgau das Mannschaftsrecht und die hohe Gerichtsbarkeit (Malefiz oder Blutgericht) sammt dem Wildbann der Vorstadt Stein: Vor der Brücke, an sich, welche Rechte doch bisdahin dem Hause Klingen und nachher der Stadt Stein angehört hatten. Stein blieb nur die niedere Gerichtsbarkeit über diesen Bezirk. Daher rührt es, daß die Bürger Steins, so jenseits der Brücke wohnen, sammt Burg, zweihundert Jahre lang — bis zum Aarauer Landsfrieden 1712 — unter der Hoheit der sieben alten Orte standen und die Mannschaft, obgleich sie Stein in Huldigung nahm, mit dem Thurgauschen Fähnlein ausziehen mußte. Doch trat diese Verpflichtung zur Kriegshülfe nur bei außerordentlichen Gefahren ein, wenn der Landsturm erging, nicht zu regulärer Kriegsführung.

Was die jetzige Bürgerschaft zu Stein nicht mehr kennt: die Entrichtung von Vermögensteuern zur Bestreitung des städtischen Haushalts und zur Ausrüstung der Wehrmannschaft in Kriegszeiten — das bekamen die Vorväter desto reichlicher zu erfahren, und man wird beim gegenwärtigen Gemeindewohlstand sich gern daran erinnern, daß es damals manchen Hausvater sauer genug wird angekommen sein. Die Abgaben kommen in jener Zeit oft, fast jährlich vor, und belaufen sich des Jahres im Durchschnitt auf 170 bis 180 Gulden — nach damaligem Geldwerth hoch genug. Die Steuer mußte regelmäßig, die eine Hälfte auf St. Agathen-, die andere auf St. Georgen-Tag gezahlt sein. Der Seckelmeister und Stadtschreiber hatten das Geld in Empfang zu nehmen, nachdem eine

halbe Stunde zuvor das Zeichen mit der Spitalglocke war gegeben worden. Wer nicht erschien, wurde vor Stadtgericht geladen, ging er nicht, in den Thurm gelegt. Wer in dieser letzten Frist nicht zahlte, ward an Hab und Gut angegriffen. — Im Jahr 1512 mußte die Bürgerschaft neben der ordinären noch eine außerordentliche Steuer zusammenlegen, die nicht weniger als 6415 fl. betrug. Die zwei reichsten Bürger waren Hans Oestreicher mit 2470 fl. und Bürgermeister Albrecht mit 2285 fl. Ein ungewöhnliches Ereigniß muß dieses große Opfer zum Theil veranlaßt haben; es kann kein anderes gewesen sein als der Kriegszug der Eidgenossen nach Italien. Die Steiner hatten auf Befehl von Zürich 40 Mann herzugeben. Fürwahr kein Freudentag war es, wenn allemal der Befehl an das Fähnlein zu Stein kam: „die Wehrmannschaft zu stellen, mit guter Waff und Wehrung und dem nöthigen Geld zu versehen." Stein hatte eigene Fahne, aber auch eigene Bewaffnung und Söldung. In Eile mußten die Bürger das Geld herbeischaffen, und waren Söhne und Väter weggezogen, lag mancher Acker brach und manche Werkstatt stand still. Doch wenn es Freiheit und Ehre gilt, ist ja kein Opfer zu groß. Damals aber war die Zeit der unlöblichen Lohnkriege im Dienste fremder Fürsten. Die Steiner unter Hauptmann Benedict Harder zogen aus und stießen zu dem Contingent von Zürich. Dem Papst Julius II. war es durch Geld und Umtriebe seines Kardinals Matthäus Schinner, Bischof zu Sitten, gelungen, die Schweizer gegen die Franzosen aufzubringen, die Mailand erobert und den Herzog des Landes vertrieben hatten. Zuerst im Solde des Papstes, dann mehr in eigener Sache zogen 20,000 Schweizer und Bündner über die Alpen, und mit den Venetianern vereint gegen die Franzosen. Der Pfarrer von Glarus

Huldreich Zwingli, war mit beim Zuge, obwohl kein Freund des Söldnerdienstes, begleitete er nach altem Schweizerbrauch das Panner der Glarner. Die Bündner bemächtigten sich der Länder Veltlin, Cleven und Bormio; die Eidgenossen der zwölf Orte aber unterwarfen sich die Landschaften Lugano, Locarno und das Mayenthal. Die Franzosen wurden aus der Lombardei verjagt, und der junge Herzog Maximilian, Sohn des von den Franzosen Verstoßenen, ward zu Mailand wieder ins Erbtheil seiner Väter eingesetzt. Der Papst gab seine Freude über die Vertreibung der Franzosen aus Italien laut zu erkennen, befahl Dankgebete und veranstaltete einen feierlichen Umzug zu Rom. Die Eidgenossen, durch deren starken Arm das große Werk war vollbracht worden, belohnte Julius mit dem Titel „Beschirmer der Freiheit der christlichen Kirche;" er schenkte ihnen überdies zwei Hauptpanner, jedem Orte ein seidenes Panner, und den Zugewandten Fahnen, deren Form und Farbe und was auf denselben abgebildet werden sollte, die Eidgenossen bestimmen konnten. Zürich verlangte die heil. Dreifaltigkeit und Krönung Maria's; Bern die heil. drei Könige und goldne Bärenklauen; der Abt von St. Gallen den heil. Gall in einem guldinen Sessel sitzend u. s. w. Die Stadt Stein bekam das Privilegium, „daß sie künftighin in ihren Fahnen und Pannern nebst ihren gewöhnlichen Ehrenzeichen und Wappen die Figur der göttlichen Majestät und eines Engels Gottes, der dem Haupt des Bildnisses St. Georg, welches die Stadt in ihren Fahnen und Pannern führt, eine güldene Krone aufsetzt, frei und ungehindert haben und führen mag." Eine solche alte Fahne von weißem Taffet mit feinen farbigen Bildern ist noch vorhanden in der Rüstkammer zu Stein. — Das Kloster führte in seinem Wappen St. Georg, den Märtyrer, zu Fuß. Nach

dem Muster anderer Städte, welche den Schutzheiligen des Ortes als Wappenbild wählten, hatte die Stadt Stein den Ritter Georg zu Pferd, den Drachentödter, als Abzeichen in ihr Siegel aufgenommen. — Daran knüpft sich die Sage, daß sich in grauer Vorzeit in dem Egelsee, unweit Kaltenbach, der ehemals größer gewesen, ein großer Drache oder Lindwurm aufgehalten habe, welcher Menschen und Vieh angegriffen und die Straße sehr unsicher gemacht. Ein altes Volkslied über die Bekämpfung des Drachen durch den muthigen Ritter hat Schönhuth in den „Seerosen" in folgende Reimen umgebildet:

Es hauset ein Drach
Dort drüben am See,
Der bringt der Stadt Stein
Unendlich viel Weh.

An jeglichem Tag
Ein Opfer er will,
Womit er den Hunger,
Den heißen, still'.

Und wird nicht vollführt
Des Drachen Gebot,
So droht er den Menschen
Und Heerden den Tod.

Da ließ man das Loos
In der Stadt herum geh'n,
Da traf es des Königs
Sein Töchterlein schön.

Der wohnte auf Burg,
Nicht ferne von Stein —
Wie klagte der König
Sein Töchterlein!

„Wer mir meine Tochter
Vom Drachen befreit,
Rief der Vater — dem sei sie
Als Gattin geweiht!"

Da vernahm auch die Kund'
Ein Ritter gar werth,
Der hatte schon lange
Des Mägdleins begehrt.

Hei! wie hüpft jetzt dem Ritter
Sein Herze vor Freud!
Er hofft zu gewinnen
Die herrliche Maid.

Er hüllt sich zur Stund'
In den blanken Stahl —
Nicht schreckt ihn des grausigen
Todes Qual.

Mit fröhlichem Muthe
Zieht er hinaus —
Um die Maid will er wagen
Den blutigen Strauß.

Er kommt an den See —
Da schläft noch der Drach,
Er wird durch des Ritters
Hunde bald wach.

Er gähnet empor,
Nach dem Opfer er gehrt —
Da ward ihm statt seiner
Ein Speerwurf bescheert.

Schnell hatte der Ritter
Mit kräftiger Hand
In den gähnenden Rachen
Des Speeres Wucht gesandt.

Da floß aus dem Rachen
In Strömen das Blut,
Doch hatte das Thier noch
Zum Kampfe Muth.

Es schlägt nach dem Feind
Mit des Schweifes Gewalt,
Doch es trifft nur den Boden,
Der wiederhallt.

Ja hätt' nicht den Ritter
Verfehlet der Schlag,
Gekommen wär' ihm bald
Sein letzter Tag.

Jetzt faßt er sein Schwert
Mit gewaltiger Hand —
Schnell hat er's dem Thier
In die Weichen gerannt.

Der Drache röchelt
In Todes Noth —
Der Sieger dankt
Auf den Knieen Gott.

Dem Drachen zur Stund'
Er das Haupt abschlägt,
Als Zeichen des Siegs
Zur Burg er's trägt.

Voll Angst zu Hause
Harrete sein
Der Kampfpreis, des Königs
Sein Töchterlein.

Hei, wie die voll Jubel
Entgegen ihm geht!
Zum Dank für den Sieg
Er als Weib sie empfäht.

Noch lang bei dem Volk
Sein Preis erklang,
Noch spät man des Ritters
Siegskampf besang.

Hier habt ihr die Mähr'
Ehrwürdig und alt,
Wie sie aus der Vorzeit
Herüber schallt.

---

Die im Schützenhause und auf der untern Zunft in Stein aufgehängten Glasgemälde, großentheils Wappen schweizerischer und schwäbischer Städte darstellend, deuten auf die lebhafte Verbindung, in welcher Stein zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts mit jenen Städten gestanden hat, denn ohne Zweifel sind es meist Geschenke, mit denen sich die Städte nach damaliger Sitte gegenseitig beehrten. Diese schätzbaren Fensterschilde stammen aus der besten Zeit der Glasmalerei.

---

## V. Rückblick ins Kloster. Die Reformation.

Wir sind bis in die Nähe der Reformation gekommen und kehren zum Kloster St. Georg zurück. Während die Stadt Stein sich des Aufschwungs im bürgerlichen Gemeinwesen erfreute und ihre zeitlichen Angelegenheiten nach bestem Vermögen pflegte, hatte das Gotteshaus den würdigen Beruf, ein Brunnen des geistlichen Lebens und eine Pflanzschule der Wissenschaft zu sein. Was wir früher von demselben vernommen, betraf mehr nur die äußere Ausstattung und Beschützung. Wir möchten gerne auch etwas erfahren von seiner innern Geschichte, von hervorstechenden Aebten und den zahlreichen Mönchen, welche während mehr als vier Jahrhunderten darin gewohnt haben. Weist doch die Geschichte einzelner, besonders Benediktiner-Abteien, eine Anzahl tüchtiger und frommer Männer auf, welche Zeugniß dafür geben, daß in den bessern Zeiten unter den Mönchen ein Geist der Andacht und der Liebe, der Zucht und des Fleißes herrschte. Ob man das auch von St. Georg sagen kann? wir wissens nicht. Eine völlige Decke liegt darüber. Keine hervorragende Persönlichkeit mit geistlichem Charakter, kein wissenschaftliches oder erbauliches Werk macht sich bemerkbar. Dem äußeren Auge bot sich der Klosterbezirk mit den Mönchs-Wohnungen, den Gast- und Oekonomiegebäuden um die Kirche her, sammt dem Kirchhof, als ein ziemlich ausgedehntes Gehöfe dar*). An Altären, Kapellen und

*) Der Umfang des Kirchhofes war folgender: Von der Giebelseite der Kirche führte die Häuserreihe, wie jetzt noch, hinab zum gelben Haus, ehemals wilden Mann; von da lief eine Mauer, mit großem Portal in der Mitte, quer hinüber zum Steinbockegg, dann gerade aufwärts bis an das Ende der kleinen Mauer, eines Ueberrestes der alten hinter dem Zeughaus (das damals noch nicht war) und schloß das Viereck bei der Helferei.

Kirchen fehlte es gleichfalls nicht. Da war voraus das Münster oder die Klosterkirche, daran anstoßend die Petrikapelle (ohne Zweifel der jetzige Keller der Helferei) und das Siechenkirchlein, dann die St. Agatha- oder Beinhauskapelle (die jetzige Werkstätte zum Steinbock). Außerhalb des Klosterbezirks, doch in der Nähe stand die mehrerwähnte Leutkirche St. Nikolaus und die Kapelle am Spital, der Stadt gehörig *). Dazu gesellten sich die Schloßkapelle auf Hohenklingen, die Feldkapellen auf der Breite am Weg nach Schienen, die im Niederfeld und zu Hemishofen außerhalb der Brücke, endlich die Kirche auf Burg. Viele Stätten der Anbetung! Ein schönes Loos möchte man es nennen, von den Altären auf den Höhen und von diesen Ufern aus heiliges Rauchwerk allgemein priesterlicher Fürbitte für alle Menschen aufsteigen zu lassen, oder in der Stille des Klosters mit göttlichen Dingen und geistnährender Wissenschaft beschäftigt, ungestört durch zerstreuende Geschäfte, die Jahre zu verbringen. Warum hat dieses Kloster aufgehört? War es auch verdorben? Ein Kenner des Mittelalters stellt ihm kein schmeichelhaftes Zeugniß aus, wenn er uns aus der

---

*) Der Spital „zum heiligen Geist" erhielt reiche Vergabungen von Bürgern der Stadt und Adeligen der Umgegend, namentlich von Hans von Rosenegg, besaß vier Bauernhöfe in dem Dorf Hilzingen, und bildet heut zu Tage das bedeutende Armengut der Gemeinde Das wohlbekannte Spitalglöcklein, das einst zum Leuten in den Kleinen und Großen Rath geordnet war, der Jetztwelt mit schüchternem Tone den Tag ankündet und zum Feierabend läutet, trug ehemals die Umschrift: O Gott, durch dein Barmherzigkeit Wend ab mein Ungerechtigkeit. Später, als es eine Spalte bekommen, wurd es umgegossen und erhielt die Inschrift: Soli Deo Gloria (Allein Gott in der Höh sei Ehr).

Bibliothek zu Frauenfeld schreibt: „Meine Nachforschungen waren leider nicht von Erfolg. Der Karthäuser Heinr. Murer, unter dessen in hier aufbewahrten Manuscripten ich eine Monographie über das Gotteshaus in Stein zu finden hoffte, hat, wie es scheint, dasselbe keiner Spezialgeschichte werth gehalten, während Katharinenthal, Paradies und viele andere Klöster in ihm einen umständlichen Historiographen gefunden haben. Auch in seinem großen Werke „Paradisus beatorum Helvetiae florum" nennt er nicht einen St. Georg angehörigen Namen. So möchte denn zu schließen sein, die Stiftung der erlauchten alemannischen Fürstin habe niemals geistlich geblühet. Es betrübt die Wahrnehmung, daß diese Stiftung so öde geblieben ist und bei der Reformation als ein Heerd mönchischer Liederlichkeit sich erwies. Wohl konnte nicht jedes Kloster ein St. Viktor, ein Port Royal, ein St. Gallen, eine Reichenau werden und Männer bilden, wie Bernhard von Clairvaux, Berchtold von Regensburg, Thomas von Kempen, aber Gutes, darob man ihr Andenken gesegnet hätte, konnten alle, auch die, deren Mittel beschränkt waren, wirken; von St. Georg ist, wie's scheint, nichts Gutes mehr der Nachwelt zum Gedächtniß aufzubewahren gewesen, die eigenen Glaubensgenossen übergehen seine Schicksale und Werke mit Stillschweigen — ein hartes Gericht schon hier in der Zeit."

Dieser schweren Anklage gegenüber darf jedoch nicht übersehen werden, daß bei dem öfteren Uebergang des Klosterarchivs von einer Hand in die andere und bei dem Wanderleben der letzten Aebte ohne Zweifel viele werthvolle Schriften und Bücher abhanden gekommen sind, die manchen Aufschluß hätten geben können. Die Folianten der Zürcherischen Rechnungsschreiber aus dem vorigen Jahrhundert, eines Rahn, Waser u. A. enthalten wenig

Anderes als Schirm- und Stiftungsbriefe, Kauf- und Tausch-, kurz äußere Verwaltungssachen.

Von den wissenschaftlichen Thaten der Mönche zu Stein ist uns nur eine bekannt: ein Lehrgedicht vom Schachspiel oder Schachzabel, um 1337 bearbeitet von Konrad von Ammenhausen, Leutpriester daselbst *). Das Gedicht handelt nicht blos vom Bret- und Schachspiel, sondern von den Sitten und Pflichten der Menschen überhaupt und flicht in deutschen Reimen eine Menge gefälliger Erzählungen ein **). Der Verfasser sagt am Schlusse: „Hie hebt sich das ratherscht an darin man myn Nam mag han.“ Stellt man nämlich die Anfangsbuchstaben der letzten hundert Verse zusammen, so kommen folgende Reime heraus:

Dis buch ticht ich Cunradt
von Amenhusen in der stat
zu stein da ich munich und lütpriester was (war),
ich kunde es niht gedichten bas (besser).

---

Wir sind nun begierig zu erfahren, wie nicht nur die Ordensleute, sondern auch die Gemeinde zu Stein die Katastrophe besteht, welche durch jene große, ganz Europa erschütternde Umwälzung im Kirchenwesen herbeigeführt worden ist. Mit den kirchlichen und sittlichen Zuständen war es im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts nach und nach zur Neige gegangen. Denn wie sehr auch Pilgerfahrten und Vergabungen an Klöster und Kirchen fort-

---

*) Vergl. Müller's Schweizer Gesch. Bd. IV., pag 596, Note 133

**) Eine liebliche Erzählung „Große Treue“ findet sich in der jüngst erschienenen schweizerischen Jugendbibliothek. Herausgegeben von J. Kettiger u. And. 2. Stufe.

dauerten, so hatte sich doch ein großer Mangel wahrer Frömmigkeit durchweg spürbar gemacht. Religiöse und moralische Belehrung war dem Volke beinahe fremde geworden, die Bibel den Laien ganz entzogen. Was konnte man von Geistlichen erwarten, welche kaum mehr wußten als die ungebildete Menge, welche sich begnügten, Latein lesen und singen zu können, aber auch dazu noch zu träge waren, dagegen sich Anderes erlaubten, was den Sittlichen im Volke zum Aergerniß diente! Die Unwissenheit der Geistlichen war in der Eidgenossenschaft so groß, daß von 19 Dekanen im Constanzischen Bisthumssprengel nur drei mit der Bibel bekannt waren, die anderen aber gestanden, daß sie nicht einmal das neue Testament ganz gelesen hätten. Die Predigten waren oft voll thörichter Fabeleien und unsinnigen Aberglaubens. In den höheren Ständen hatte die Verderbniß und Verwilderung der Sitten, die sich aus Frankreich und Italien in der Schweiz verbreitete, einen hohen Grad erreicht. Auf dem römischen Stuhle saßen seit einer Reihe von Jahren, nach kürzern, bessern Zwischenräumen Männer, welche sich den größten Lastern überließen, oder Gewaltthätigkeiten ausübten und die Pfade der ränkevollsten Politik betraten. In der ganzen Christenheit sah es dunkler und trostloser aus als jemals. Wo aber die Noth am größten, ist Gott am nächsten. Die Tage waren jetzt reif geworden, wo die von allen Bessergesinnten seit einem Jahrhundert ersehnte Reformation in Haupt und Gliedern, freilich in viel tieferer Weise, als es auf den Kirchenversammlungen zu Konstanz und später zu Basel möglich gewesen wäre, ins Werk gesetzt werden konnte. Gott der Herr erweckte in Deutschland und der Schweiz Männer, welche im Drang des Gewissens das unter den Scheffel gestellte Licht wieder auf den Leuchter stellten; ihr Zeugniß zündete überall

in den empfänglichen Gemüthern und die Feinde vermochten das Feuer nicht mehr zu dämpfen. In dieser denkwürdigen Zeit einer gnädigen Heimsuchung seines Volkes hat Gott auch die herwärtige Gegend angesehen. Früher als an manchen anderen Orten der Schweiz bereitete sich hier Vieles dazu vor, daß diese Stätte von jener großen Bewegung der Gemüther nicht übergangen wurde.

Zwischen der Thur und dem Rhein erwarben sich zu ihrem nachmaligen Untergang die Wirthe zu Stammheim durch Verkündigung der neuen Lehre einen großen Ruf. Vorzüglich faßte dieselbe Wurzel in der Municipalstadt Stein am Rhein, und bald gehörte Stein mit Schaffhausen, Konstanz und St. Gallen nebst der ganzen Zürcherischen Grenze zu den Hauptpunkten, von denen das neue Licht in die umliegenden Landschaften ausging. Dem Benediktinerstift inner den Mauern stand David von Winkelsheim von altem thurgauischen Adel seit 1499 als Abt vor. Noch jung trat er eine durch die im Schwabenkrieg erlittenen Unglücksfälle verschuldete Verwaltung an. Wie alle Aebte hatte er im Anfange der Regierung schon Streit mit der Stadt, die um so viel scheeler auf das Kloster sah, je näher sie der Vormundschaft über dasselbe zu sein wähnte. Abt David war unternehmend und baulustig. Er erneuerte und verschönerte die Abtei. Durch kunstreiche Hand ließ er einen großen Saal mit trefflichen Freskogemälden ausschmücken. Ein Meister in allerlei Schnitzwerk zierte die Diele mit abwechselndem Geschmack*).

*) Der Saal ist gegenwärtig noch in seiner alten Gestalt erhalten. Die Stubendecke ist mit verschlungenen Sprüchen und Arabesken bunt verziert. Die Wandgemälde aber, grau in grau, stellen Scenen aus dem galanten und kriegerischen Ritterleben, Lustbarkeiten

Sonst steht manches, was Abt David begann, bis auf unsere Zeit unvollendet, so der nur theilweise gewölbte schöne Kreuzgang. „Damals und früher — sagt Melch. Kirchhofer an einer Stelle mit Bezug auf die Benediktiner zu Stein — waren die Mönche im Wohlleben so versunken, daß sie den symbolischen Spott, der selbst am geweihten Orte ihr Leben bezeichnete, nicht fühlten oder gar noch sich darüber belustigten. Ihre Chorstühle schmückten die Bilder von Affen und Schlangen, Wolf- und Hundsrachen, Weinfaß, Becher und Kanne, verzerrte, hohnlachende, die Zähne und Zunge weisende Gesichter und andere Figuren, welche die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Sie entgingen dem Eifer der Reformation, um den Nachkommen redende Denkmale damaliger Verdorbenheit zu hinterlassen." **) Bei Abt David lebte sein Bruder Wolf, ein sittenloser Mensch und arger Reisläufer, der wegen einer Mordthat vor Blutgericht gestellt werden mußte. Der Konventherr Georg Glor raubte einem Bürger seine Frau und unterhielt sie im Kloster; der ge-

---

aller Art, Spiele u. s. w. dar, ferner die Belagerung einer Festung und einige historische Scenen aus dem zweiten punischen Kriege, namentlich einen Sturm und den Schwur des Hannibal, so wie den des jungen Scipio Africanus nach der Schlacht bei Cannä. Der Anblick des Saales gewährt als Kunstwerk und lebendiges Zeugniß einer entschwundenen Zeit den Besuchenden vielen Genuß. Das Zeichen des Malers ist S T. 1516. Unter dem Saale war des Abtes Speisezimmer, wo noch schönes Schnitzwerk. Winkelsheim's Brustbild mit Stab und Wappen, in Stein gehauen, ist draußen im Vorhofe an der hintern Ecke des ehemaligen Gasthauses zu sehen.

**) Ohne das Weinfaß, das beschädigt weggenommen wurde, waren diese Figuren vor 40 Jahren alle noch in der Steiner Kirche zu sehen.

kränkte Ehemann hatte Mühe, sie mit ihrem Gut wieder zurückzunehmen.

Unter den Mönchen zeichnete sich Erasmus Schmid, Propst zu Schienen, aus einem angesehenen Geschlechte der Stadt, aus. Derselbe ist als der eigentliche Reformator seiner Vaterstadt zu betrachten. Schon frühe las er Luthers Schriften mit der größten Begierde und sandte sie als kostbare Schätze (1520) seinem Freunde Abt Michael von Eggenstorf in Schaffhausen, indem er dazu schrieb: „Mit dem Stadtarzt Adelphi und mit dem Leutpriester Steinlin soll er sich fleißig darin erbauen. Aus diesen Schriften werde er die traurige Lage der Kirche erkennen, die unter so großer Tyrannei seufze, daß die christliche Lehre dem Volke nicht sicher vorgetragen werden könne. Nun gehen aber den Deutschen die Augen auf, und jeder Fromme müsse sich befleißen, dem wieder aufblühenden Christenthum aufzuhelfen." Das that denn Erasmus Schmid selbst voll Liebe und Eifer unter seinen Mitbürgern, mit um so größerem Erfolg, da der Pfarrer auf Burg Hans Oechslin mit besonderem Beifall die Mißbräuche bestritt. Dieser Oechslin hatte seine früheren Jahre in Einsiedlen zugebracht und hier in dem Kreise frommer und gelehrter Männer, welche der Verwalter des Klosters, der edle Graf Theobald von Geroldseck, ein durch sein sittliches Leben ausgezeichneter Bischof, um sich versammelte, eine gesegnete Zeit verlebt. Mit Freuden ward Huldreich Zwingli, als er im Sommer des Jahres 1516 nach Einsiedeln kam, in diesen Bund aufgenommen. Franz Zink und Hans Oechslin schloßen sich ihm in treuer Freundschaft an und wurden durch ihn für die evangelische Ueberzeugung gewonnen. Zwingli selbst drang immer tiefer in das Verständniß des Wortes Gottes ein und erfuhr an seinem eigenen Herzen, wie köstlich

und theuer das Wort sei, daß Jesus Christus in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen, und so wuchs er von Tag zu Tag an christlicher Erkenntniß und an Glauben. Seine Freunde munterte er auf, die Werke der Kirchenväter zum bessern Verständniß der heiligen Schrift zu studiren, wie er es auch gethan, doch sprach er: „Ob Gott will, kommt bald die Zeit, daß weder Hieronymus noch andere mehr viel bei den Christen gelten werden, sondern allein die heilige Schrift.“ Bald offenbarte sich die Frucht des evangelischen Geistes, der in diesen jungen Männern angefacht war. Sie waren freudig bereit überall mitzuwirken, wo Geroldseck, so weit seine Vollmacht reichte, zu bessern und zu vereinfachen sich Mühe gab. So ließ er durch sie den Nonnen des Klosters Fahr ankündigen, daß sie, statt täglich die lateinischen Mettengesänge gedankenlos herzuleiern, das Neue Testament in deutscher Sprache lesen sollen; „auch mögen diejenigen unter ihnen, welche sich durch das Klostergelübde beschwert fühlen, aus dem Kloster zu den Ihrigen heimkehren, die Andern aber sollen ihrem Gelübde getreu ein ehrbares und züchtiges Leben führen.“ Doch Oechslin, später als Prediger an die Pfarrkirche in Burg*) geordnet, die in den Sprengel von Einsiedeln gehörte, entwickelte vorzüglich hier seine reformatorische Thätigkeit. Nach allen seinen Kräften trachtete er in seiner Gemeinde Glauben und Leben zu erneuern und führte dabei einen redlichen und stillen Wandel. Dadurch schaffte er sowohl bei seinen Pfarrkindern als anderen Benachbarten viele

---

*) Das Patronat über die Kirche Burg gehörte einst den Herren von Hohenklingen, dann den Herzogen von Oesterreich, kam von diesen (1468) an die Abtei Einsiedeln, zuletzt 1836 an den Stand Schaffhausen.

Frucht. — Die Andacht in St. Othmars Kapelle auf der Insel Weerd hörte auf und das Kirchlein stand achtunddreißig Jahre verödet. — Mit gleichem Erfolg wie Dechslin fuhr in Stein Meister Erasmus fort, das Wort Gottes zu verkündigen. Eine eigentliche Pfarrstelle bekleidete er nicht, indem er inzwischen eine Chorherrn-Pfründe am Großmünster in Zürich erhalten hatte und mehr aus Neigung als aus Pflicht in seiner Vaterstadt gepredigt zu haben scheint. Zur Anhörung seiner Predigten strömte eine so große Menge Volks aus dem Thurgau und Hegau hinzu, daß die Stadt darauf bedacht war, ihre Leutkirche, die nicht alle fassen mochte, zu erweitern. Die erste Folge waren Klagen gegen den Abt, von der Stadt dem Rathe in Zürich vorgetragen, daß der Gottesdienst im Kloster durch Mönche, die ihr eigenes und nicht das göttliche Wort verkündigten, versehen werde. Der Abt hatte einen Barfüsser als Prediger aufgestellt, der bei seiner alten Weise blieb, obwohl jener auf dem zweiten Gespräch in Zürich versicherte, daß ihm alles, was er gehört, wohl gefallen. Die Stadt forderte Ueberlassung des Münsters und des Zehntens, um daraus einen Pfarrer und Helfer zu ernähren. Die Ansprache an die Kirche mochte durch die Ueberlieferung entstanden sein, daß einst in früheren Jahrhunderten ein Weltpriester die Pfarrstelle bekleidet habe *). Abt David, persönlich vor Rath erschienen, berief sich auf das Alterthum seines Stiftes: das Gotteshaus sei die Pfarrei des Klosters und die Kirche nicht auf Zehnten fundirt. An der Seelsorge und Verkündigung des göttlichen Wortes mangle nichts; doch was der Rath verordne, mit Zuzug der Gelehrten, wolle er thun, sofern er es vor seinen Oberen verantworten könne.

---

*) Siehe pag. 21.

Der Abt war vielleicht um so viel nachgiebiger, weil er in einem Prozesse mit Albrecht von Klingeuberg der Vermittlung Zürichs bedurfte; oder er mochte einen gefälligern Spruch erwarten. Die Anforderungen der Stadt an die Kirche und den Zehnten wurden abgewiesen, aber erlaubt, die Stadt dürfe auf Unkosten des Abts einen Seelsorger erwählen. Die Besoldung desselben sollte durch gütliche Uebereinkunft bestimmt werden. Am folgenden Tag stellte der Abt vor, wie sein Stift mit Schulden beladen sei. Sollte es also zugehen, so müsse er mit dem Stab in der Hand auswandern. Gott befehle er die Sache. Wider den Willen des Rathes könne er nicht handeln, aber dem Bischof habe er einen theuern Eid geschworen, die Freiheiten des Gotteshauses aufrecht zu erhalten. Der Rath bestimmte für den Pfarrer aus den Einkünften des Klosters eine mäßige Besoldung. Neuer Streit entstand, weil beide Theile mit dem Urtheil unzufrieden waren. Die allgemeine Sprache der Bürger lautete: „lieber wollten sie das Evangelium unter freiem Himmel auf einer Wiese hören, als daß sie in das Kloster zu den Aemtern und Predigten gehen.“ Der Abt trat nun in Zürich klagend auf und erklärte: Obwohl der Rath das Kloster und die Stadt von einander geschieden und den Bürgern einen eigenen Prädikanten erlaubt habe, so seien sie mit Gewalt in seine Kirche gekommen; durch die Predigten der von der Stadt aufgestellten Pfarrer werden die Mönche in ihrem Gottesdienst und der Prädikant des Klosters in Verkündigung des göttlichen Wortes verhindert, ihm und dem Konvent unerträglich. Die von Stein verantworteten sich also: „Da der allmächtige Gott sein göttlich Wort aus sonderen Gnaden dieser Zeit heiter an das Tageslicht kommen lasse, und deßhalb die frommen Christenmenschen des gemeinen Volks solches zu hören ganz be-

gierig und von weit aus dem Thurgau und Hegau dem Wort Gottes nachlaufen, mögen sie in ihrer kleinen Kirche nicht zusammenkommen, die sie bis dahin wegen anderen Bauten, und da sie all ihre gehaunen Stein sechs Meilen weit von Rorschach führen lassen müssen, unmöglich erweitern können. Was die angezogene Rede betreffe, sei ihre Meinung die gewesen: ehe sie in das Kloster in der Mönchen Predigten gehen, wollten sie eher auf einer Wiese predigen lassen; das verhoffentlich werde ihnen nicht nachtheilig sein, sondern erkannt werden, daß das Wort Gottes nach Inhalt der ergangenen Mandate in dem Kloster und der Kirche daselbst frei gepredigt werden solle." — Der Abt kehrte nach Hause zurück, mit dem Befehl, seinen Prädikanten abzustellen und den Prediger der Stadt ungehindert im Münster das Wort Gottes verkündigen zu lassen, bis der Bau der anderen Kirche vollführt sei*). Hierauf erkannte der Rath der Stadt z w e i Seelsorger zu haben, jährlich von Rath und Gemeind zu erwählen, die sie nach Nothdurft versehen, und unverbunden mit Päpsten, Bischöfen und anderen Herren wie andere Bürger Gehorsam schwören. Nun begann das Werk der Reformation nach außen und innen. Die B i l d e r wurden aus den Kapellen und Kirchen entfernt, die B r u d e r s c h a f t e n, eine Art religiöser Innungen, aufgehoben und ihre Güter zu gemeinem Nutzen verwendet. Die Schwestern der S a m m l u n g im Frohnhof, die ohne Aufsehen zu

*) Dieser Bau ist durch die nachherigen Ereignisse überflüssig, die alte N i k o l a u s - K a p e l l e, die schon die ersten Anwohner Stein's zur Andacht sammelte, bald nach der Reformation abgebrochen worden und spurlos vom Erdboden verschwunden; Niemand weiß recht, wo sie gestanden, man glaubt in der Gegend, wo das jetzige Brauhaus steht, hinter dem Zeughause.

machen stille lebten, ließ man ungestört oder sie verließen freiwillig den Orden und das eingebrachte Gut, ihre Ersparnisse wurden ihnen gewissenhaft zurückerstattet. Mit der Achtung für Gottes Wort nahm auch die Sorge für gute Sitten wieder zu. Schwören, Spielen, Zutrinken wurden verboten, und der Bürgermeister, der das Verbot zuerst übertrat, wie billig auch zuerst gestraft, damit das Gesetz und nicht das Ansehen der Person gelte. Wer als Reisläufer in den Krieg ziehen wollte, wurde nach den Mandaten gebüßt. Alle waren willig zu jeder Verbesserung. Der Abt that nun, was er nicht verhindern konnte. Gedrängt durch die Umstände entschloß er sich, seine Abtei dem Bürgermeister und Rath von Zürich frei zu ihren Handen zu übergeben und das mit Zuthun und im Beisein verschiedener, seiner des Abts Freunden und Gönner. Dagegen wurde ihm ein namhaftes Leibgeding geordnet, indem er sich auf sein gutes Haushalten berief, darin er nichts entfremdet habe; auch habe er mehr Gut als ein Anderer ins Kloster gebracht. Man gewährte ihm jährlich auf Lebenslang: 100 Pfund Pfenning, 30 Malter Fäsen, 30 Malter Haber, 4 Fuder Wein aus der Kustorei, 2 Mastschwein oder 4 fl., 1 Schlag Ochsen oder 10 fl, 4 Fahrt Heu oder 6 fl., 4 Fahrt Stroh oder 4 fl.; 300 fl. gleich baar zur Erkaufung eines Hauses, das nach seinem Tode wieder heimfallen solle. — Mit den Mönchen, von denen die meisten schon vorher ausgetreten waren, wurde folgendes Verabkommniß getroffen: 1. Sie sollen singen, lesen, studiren, in die predig gon, lectiones hören, und sie an die Hand nehmen, auch dem Pfleger gehorsam sein. An den Herren soll der Ertrag stehen, wenn einer weibet oder aus dem Kloster geht. Mit einander sollen sie essen, trinken und ein züchtig, ehrbar Wesen führen. Den Priestern gibt man ein Jahrgeld und den

Tisch nach Ziemlichkeit für Kleider und alle Rüstung. 2. Die noch kein Profeß gethan, werden ein für allemal ausgesteuert. Der Propst von Klingenzell wird auf seine Pfrund gewiesen. Bestätigt vor Joh. 1525.

Den Abt David ist aber sehr bald nach diesem Vergleich die Reue angekommen; er konnte sie so wenig verbergen, daß man ihn im Kloster bewachen ließ; er aber trachtete, wie er sich seinen Hütern, insonders der allzu unfreundlichen Behandlung des ersten Schaffners Luchsinger entziehen und hernach an dem Stand Zürich mit Eklat rächen könnte, welches ihm auch dermaßen glücklich gelungen, daß er heimlich und nächtlicher Weise mit etlichen seiner Konventsbrüder sich in ein eigens dazu bestelltes Schiff an Strickleitern hinab ließ und mit des Klosters Kleinodien, Baarschaft, Urkunden nach Radolfszell entwich. Er war nicht so bald aus dem Schlag entronnen, so widerrief er sein beschriebenes Versprechen, warf sich wiederum zu einem Abt auf; „wo der Abt, da sei die Abtei", wollte ungeachtet verschiedener mit ihm und den Seinen gehabten Unterredungen nicht wieder in sein Kloster kommen, sondern suchte, um des Klosters Gefälle und Einkünfte an sich zu bringen, fremde Hülfe. Zürich hingegen auf solche Ausweichung und Verlassung des Gotteshauses nahm in Kraft getroffener Uebereinkunft und als Schirmherr sich des Klosters billig an und die Verwaltung desselben über sich mit Bestellung der Kirchengebräuche und des Gottesdienstes, wie an andern Orten seiner Botmäßigkeit, und sandte einen Amtmann dahin, nicht in der Meinung, dieser Kirche Güter in eigenem Nutzen zu gebrauchen, sondern aus demselben, die zurückgebliebenen Mönche, die Kirchen- und Schuldiener zu erhalten und den nothdürftigen Armen damit zu helfen und also zu dem wahren Gebrauch anzuwenden.

Der entwichene Abt hatte sich seines Austritts nicht lange zu erfreuen, sintemal er im Jahr darauf (1526) das Zeitliche gesegnet. Mit seinem Tode aber endete der Streit wegen der in der Nellenburgischen Grafschaft gelegenen Steinschen Klostergüter und Einkünfte nicht, vielmehr dauerte derselbe zwischen Zürich und dem Reich noch manches Jahr und endete zuletzt damit, daß Zürich auf die deutschen Gefälle verzichten mußte und nur die auf Schweizerboden und das Schloß Steinegg als Entschädigung behielt. Die Abtei des heiligen Georg deutscherseits wurde der von Petershausen einverleibt (1597) *)

So starb der letzte wirkliche Abt St. Georgs, David von Winkelsheim. Sein tragischer Ausgang wie die letzte Zerbröcklung des Klosters zu Stein bewegt uns; aber er war ein Weltmann, der über dem äußern Ausbau

*) Nach Winkelsheim's Ableben hatten sich nämlich noch zwei Georgen-Mönche als Aebte aufgeworfen; erst der Probst auf Klingenzell, Johann Nüsperli; doch verglich er sich (1540) mit dem Stande Zürich, daß diese Propstei mit ihren Gefällen nach seinem Absterben demselben zufallen sollte. Allein er verließ die Propstei und flüchtete ebenfalls nach Radolfzell. Zu seinem Nachfolger wurde von den Mönchen, welche sich wiederum vermehrt hatten, Martin Geiger von Zürich erwählt. Dieser ließ (1570) am Schienerberg an dem Ort genannt Bühel, eine etwelche klösterliche Behausung und Kirche bauen; erhielt auf seine Bitt vom Landvogt in Nellenburg zu seiner Kurzweil das Recht, Rehe, Füchse, Hasen und Vögel zu fangen — ohne Geschoß! und mit der Pflicht des hohen Wildprets zu verschonen und der betroffenen Frevler vertrauliche Meldung zu thun. Er erkaufte auch die Herrschaft Steinegg im Thurgau, doch übergab er diese Herrschaft sammt allen Briefschaften und Freiheiten des Klosters, welche er noch in seiner Verwahrung hatte, dem Stande Zürich. Der Bischof von Konstanz entsetzte ihn sogleich seiner Abtswürde, und die Zwistigkeiten gingen fort bis zu obigem Vergleich.

seines Hauses die innere Reform versäumte und den Geist der Zeiten nicht zum Guten zu benutzen verstand. Ein ganz anderes Andenken hat sich der letzte Abt zu Allerheiligen in Schaffhausen, Michael Eggenstorf, bewahrt. Obschon er selbst kein Reformator war, förderte er doch die Sache des Evangeliums auf seine Weise und freute sich der Liebe zum Wort Gottes, die unter dem Volke allgemein erwacht war, wenn er gleich sah, daß dabei eine Abneigung gegen die bisherigen Einrichtungen der Kirche sich zeigte. Er übergab sein Kloster freiwillig der Obrigkeit, genoß später den Segen eines christlichen Hausstandes und starb wegen seines biedern und frommen Charakters allgemein geschätzt im Jahr 1552.

In Stein, kann man sagen, hatte die evangelische Lehre rasch und ohne erheblichen Kampf Eingang gefunden. Die Bürger waren einig, die zürcherische Obrigkeit unter Zwingli's und seiner Gehülfen Einfluß griff behutsam ein, sobald durch Predigten sich eine öffentliche Meinung gebildet hatte und wirksam werden zu wollen schien. Für ihr Recht, die Kirche zu reformiren, führte sie die Beispiele eines Hiskias und Josias an. Abt und Konvent des Klosters vermochten keinen ernstlichen Widerstand zu leisten, die innere Fäulniß und die Wankelmüthigkeit des Vorstehers erleichterte seinen Fall. Die Mehrzahl der Mönche schloß sich der Kirchenverbesserung an. Indeß ernstere Prüfungen warteten auf das neu entstandene Leben und Wesen in und um Stein. Noch vor Winkelsheim's Abschied hatte Erasmus Schmid sein Stein und Meister Oechslin sein Burg verlassen müssen.

Je mehr die evangelische Sache obsiegte, desto lauter ertönten wie der rollende Donner beim nahenden Gewitter die Drohungen der Gegner. Namentlich in den gemeinen Herrschaften schwebten die Evangelischen zur Zeit,

wenn päpstlich gesinnte Landvögte die Macht ausübten, in beständiger Gefahr, um ihres Glaubens willen gefangen zu werden und das Aeußerste erdulden zu müssen. Der Abt von Einsiedeln verklagte als Lehensherr Hans Oechslin auf Burg wegen seiner Predigten bei den Eidgenossen und begehrte, daß man selbigen als einen irrigen Lehrer bestrafen möchte. Die katholischen Stände gaben ihrem Landvogt im Thurgau, Joseph am Berg von Schwyz, Befehl, diesen Mann gefänglich anzuhalten und wegen seiner Lehr und Glauben zu befragen. Da aber den Evangelischen in dieser Gegend zuvor schon vielfach gedroht worden war, daß man sie überfallen, ausrotten und die neue Religion abschaffen wolle, verbanden sich die Gemeinden Stein, Stammheim, Nußbaumen und Burg für den Fall, daß sie sollten angegriffen und wegen der Religion getrennt werden, zu gegenseitiger Hülfeleistung. Von dieser Verabredung erhielt der Landvogt einige Nachricht, welches denn die Ursache war, daß er sich nicht getraute den Pfarrherrn öffentlich gefangen zu nehmen, vielmehr ließ er ihn bei Nacht in seiner Wohnung (den 7. Juli 1524) durch die Landgerichtsknechte überfallen. Der Pfarrherr, der sich in seinem Schlafe also mißhandelt sah, schrie heftig um Hülfe. Weil nun die Pfarrwohnung hoch liegt, so konnte sein Geschrei gar leicht über den Rhein von dem Nachtwächter zu Stein sowie von der Wache auf Hohenklingen gehört werden. Diese beide, ob sie gleich die wahre Ursache des Hülferufs nicht wußten, machten sogleich Lärm, der auf Klingen feuerte Nothschüsse, worauf die Sturmglocken durch das ganze Thal ertönten und die Bewohner zum Landsturm riefen. Aus Stein und Vor der Brücke, wie auch aus den umliegenden Gemeinden, vornehmlich von Stammheim lief das Volk massenhaft herbei.

Die Landgerichtsknechte waren inzwischen mit dem Gefangenen nach der Thur geeilt und brachten ihn nach Frauenfeld, allwo er in den Thurm gelegt wurde. Die Schaaren stürzten den Häschern nach. Mit den Männern von Stammheim kamen der Untervogt Hans Wirth und seine zwei Söhne Adrian und Johannes, zwei evangelische Geistliche voll Glaubensmuth und Eifer für die reine Lehre, während mit denjenigen von Nußbaumen der dortige Untervogt Burkhard Rütimann erschien. Die beiden Untervögte wurden zu Führern des Landsturms ernannt, der sich vorgenommen, den beliebten Pfarrer zu befreien. Unter den Bürgern von Stein, welche durch die Entführung des Gefangenen ihre Freiheiten verletzt erklärten, indem sie das Recht, auf Burg zu fangen, in Anspruch nahmen, ritt bewaffnet ihr Pfarrer Erasmus Schmid und erhitzte das Volk durch den Zuruf: „Es ist ein christlicher Krieg!" Nicht minder that sich hervor der Bürgermeister Konrad Steffenauer; dieser schickte Hans Felsen nach Dießenhofen und Schaffhausen um Hülf und Büchsen aus. Als die Schaar bei der Thur angelangt war, stockte der Zug, weil die Fähre entfernt worden war. Diese Frist benutzten die Führer, die Menge zur Ordnung zu mahnen, was um so nöthiger war, da, wie es bei dergleichen Volksaufläufen gewöhnlich der Fall, allerlei Leute sich angeschlossen hatten. Von hier aus ging eine Botschaft an den Landvogt. Stein forderte die Auslieferung des Gefangenen, weil es auf Burg die Gerichtsbarkeit habe, und versprach Bürgschaft für's Recht. Der Landvogt schlug das Begehren ab, weil er auf Befehl der Orte gehandelt, welche die Landeshoheit daselbst haben. Nun wandte sich der erbitterte Volkshaufe zur nahen Karthause Ittingen, deren Prior im Rufe stand, daß er den Landvogt gegen die Evangelischen

aufzureizen pflege. Die verschlossenen Thüren des Klosters wurden gesprengt und der wilde Schwarm ergoß sich hungrig und durstig in Keller und Vorrathskammern, Andere drangen in die Kirche und plünderten und zerschlugen die Altäre, noch Andere führten das Vieh weg und zerrissen Schuldbriefe, Rechnungen und Urbarien. Fruchtlos blieben die Bitten und Ermahnungen des greisen Untervogtes Wirth und seiner Söhne, sowie des Untervogtes Rütimann. Mit dem bessern Theile des Volkes entfernten sich diese traurig, nachdem sie ihren Durst am Klosterbrunnen gestillt. Nach ihrer Entfernung brach in den Klosterräumen Feuer aus, das die reiche Karthause gänzlich vernichtete. Ein erzürnter Vater, dessen Sohn von einem Eber des Klosters zerrissen worden war, soll, wie die Sage ging, das Feuer angelegt haben.

Als die Nachricht von diesem Ereignisse in den kleinen Kantonen anlangte, entstand eine fürchterliche Erbitterung. „Sehet, hieß es, die Früchte der ketzerischen Lehre!“ Zu Beckenried rathschlagten die vier Waldstätte nebst Zug über Veranstaltung strenger Strafe. Unterdeß sendete die zürcherische Regierung an alle Eidgenossen, bezeugte ihren Unwillen über das Vorgefallene, verhieß strenge Untersuchung und unpartheiisches Recht, und ordnete einige Mannschaft, die Rädelsführer in Verhaft zu nehmen, nach Stein und Stammheim ab. Von ersterem Orte waren der Bürgermeister, der Pfarrer und mehrere Andere entflohen. Dennoch ward von Stein ein ganzes Schiff voll der Thater nach Dießenhofen zu fernerem Transport gen Zürich abgeführt. Von Stammheim war Niemand entwichen. „Ihr hättet, liebe Herren, sprach Hans Wirth, als er nebst seinen zwei Söhnen ebenfalls gefangen ward, den Aufbruch und Kosten ersparen können. Ich wäre ruhig einem nach mir geschickten Kinde gefolgt.“ Dieses Verfahren befriedigte aber

keineswegs die übrigen Orte, die nebst Zürich an dem thurgauischen Landgerichte Theil hatten. Sie verlangten die Gefangenen nach Baden, damit die Untersuchung von allen gemeinsam geführt werde. Zürich wollte diesem Begehren aus dem Grunde nicht entsprechen, weil das Recht der niederen Gerichtsbarkeit in Stammheim diesem Stande allein angehörte, die Gefangenen aber nach dem Ergebniß der Untersuchung nichts verbrochen hätten, weßwegen sie dem höheren Gericht zur Bestrafung überliefert zu werden verdienten. „Friedebruch und Kirchenraub sind Verbrechen, deren Bestrafung den höhern Gerichten zukommt," erwiderten die Eidgenossen. „Wollt ihr die Gefangenen nicht ausliefern, werden wir sie mit Gewalt abholen. Wir verlangen eine unumwundene Antwort mit Ja oder Nein!" In Zürich waren die Ansichten darüber, was zu thun sei, getheilt; Zwingli meinte, daß man das gesetzliche Recht wahren und die Auslieferung verweigern solle; Andere wollten, um größere Uebel zu verhüten, dem Verlangen der Eidgenossen willfahren. Endlich schlug man den Mittelweg ein und beschloß, die Gefangenen unter der Bedingung nach Baden auszuliefern, daß man sie nur über den Brand von Ittingen, nicht aber über Glaubenssachen verhöre. Diese Bedingung wurde zwar zugestanden, aber später gegen Wort und Treue schmählich gebrochen.

Die Gefangenen, Hans Wirth nebst seinen Söhnen und Burkhard Rütimann, der Vogt von Nußbaumen, zogen in der Mitte einer Schaar Bewaffneter, zum großen Leidwesen vieler Zürcher, im August 1524 nach Baden ab. Hier waren bereits die Boten der übrigen Orte versammelt; vier Abgeordnete von Zürich setzten sich in ihren Kreis. Befragt über Veranlassung und Fortgang des Aufstandes und seinen Theil an demselben, antwortete Hans

Wirth: Auf die Kunde von Drohungen in Zug, in Frauenfeld gegen Stein und Stammheim ausgestoßen, hätten beide Orte sich zu nächtlichen Wachen und gegenseitiger Hülfe vereinigt, ihn selbst nebst dem Untervogt von Nußbaumen hiebei als Führer gewählt. Den Pfarrer Oechslin, ihm werth und befreundet, habe er, unbefugten Entführern wieder abzujagen, sich pflichtig geglaubt; hiezu seien ihm Vertraute gefolgt, eine kleine Fahne, sie eher zusammenzuhalten, mitgenommen worden, Gewaltthätigkeit habe er vermeiden, dem Landvogt nur Recht vorschlagen wollen; eine ungerufen nachdringende Menge habe weder auf Befehle noch Bitten gehört, er selbst mit seinen Söhnen im Kloster nur einen Trunk Wassers genossen. Heimgekehrt mit seinen Untergebenen, ehe der Brand ausgebrochen, wisse er weder dessen Stifter noch den ferneren Hergang. Für die Wahrheit dieser Aussagen zeugten die übereinstimmenden Verhöre aller Uebrigen, für Wirths Mäßigung und Abwehr im Kloster selbst ein Schreiben des Priors. Es war unmöglich, ihn auf dieses hin als Hochverräther zu strafen. Deßhalb ward er nun unter angedrohter Folter über die Abschaffung der Messe und Bilder befragt. Da standen die Boten von Zürich mit den Worten auf: „Dieses geht wider den Vertrag." Der Schultheiß von Luzern versetzte: „Wir wissen, was wir thun, und handeln nach Befehl." „So können wir denn," erklärten jene, „nicht länger neben euch sitzen und werden ungesäumt unsere Obern berichten." Damit schieden sie. Von ihren einzigen Beschützern verlassen, blieben die Unglücklichen nunmehr den verfänglichen Fragen und der muthwilligen Mißhandlung erbitterter Feinde ausgesetzt. Unter rohem Hohne wurden die armen Opfer auf die Folter gespannt, um ihnen das Geständniß eines todeswürdigen Verbrechens zu erpressen. Hans Wirth, der Vater, wurde zwei Male

gefoltert, das erste Mal wohl drei Stunden lang; der ältere Sohn zwei volle Stunden, der jüngere kürzere Zeit, aber grausamer; Burkhard Rütimann ganz zwecklos noch erst bei dem Schlußverhör. Zu Adrian Wirth, als seine Martern am höchsten stiegen, sagte der Berner Sebastian von Stein: „Priester, das ist die Morgengabe zu Deiner Hochzeit"*); zu dessen Vater, als er mit Thränen bat, ihn, den schuldlosen doch nicht länger zu quälen, der Nämliche: „Folge Deinen Aposteln nach, sie haben ja der Streiche und Qualen sich gefreut." Einer nur der Richter rief aus, als der ältere Sohn unter den heftigsten Schmerzen sich beharrlich weigerte, gegen den Vater zu zeugen, daß dieses edel sei.

Am Schlusse des Herbstmonats versammelten sich in Baden die Boten der neun Orte zum Urtheil. Die gebeugte Gattin des alten Vogts Wirth, Anna geb. Keller, war mit dem Rathsredner Escher von Zürich hingekommen, um die Richter für Gatten und Söhne zum Mitleid und Erbarmen zu bewegen. Als sie zu diesem Ende auch Hieronymus Stocker von Zug besuchten und Escher denselben an das stets biedere Benehmen Wirths erinnerte, erwiederte dieser: „Es ist, wie Du sagst, lieber Escher; ich bin zweimal im Thurgau Landvogt gewesen und einen redlichern, treuern Diener als Wirth habe ich nirgends gefunden; in Freud und Leid standen sein Haus und Herz offen, und Heimische und Fremde fanden an ihm den Biedermann. Darum, wenn er gestohlen oder gemordet hätte, ich wollte ihn helfen verschonen; aber er hat das Bild der heiligen Anna, der Großmutter Christi verbrannt; darum muß er ohne Rettung sterben." „Daß sich

*) Er hatte sich kurz vorher mit einer Nonne, aus der Sammlung zu Winterthur, vermählt.

Gott erbarm, versetzte Escher, daß ein frommer Mann, der nichts als Bilder, von Holz gemacht, verbrannt hat, minder Gnade findet, als ein Dieb und ein Mörder. Das wird böse Folgen haben." Bei verschlossenen Thüren ward nun über Hans Wirth, dessen ältern Sohn und Burkhard Rütimann das Urtheil des Todes durchs Schwert gesprochen und am nämlichen Tage vollzogen; das Leben aber des jüngern Sohnes der flehenden Mutter geschenkt. Nachdem den Gefangenen dieses Urtheil im Thurme eröffnet worden, sprach der Vater zu dem begnadigten Sohne Adrian: „Mein Sohn, dieweil Dich Gott beim Leben erhalten will, so siehe zu, daß weder Du noch sonst Jemand von den Unsern unsern unschuldigen Tod zu rächen Euch unterstehet. Gott im Himmel spricht: die Rache ist mein. Er rächt seiner Zeit alles unschuldig vergossene Blut. Uns wolle er seine Gnade verleihen und uns in wahrem Glauben bis zum Tode stärken." Wie aber Adrian tief bekümmert weinte, sprach zu ihm sein Bruder Johannes: „Mein lieber Bruder, Du weißt, daß wir das Wort Gottes getreulich geprediget haben; wo aber das Wort Gottes ist, da ist allewege auch das Kreuz dabei. Darum laß das Weinen und sei getrost und zufrieden. Ich sage Gott Lob und Dank, daß er mich auf den heutigen Tag gewürdigt hat, um seines Wortes willen zu leiden und zu sterben. Sein Name sei gepriesen." Unwillig fand der alte Wirth im verlesenen Urtheil seine Aussagen entstellt. „Laß es hingehen, tröstete ihn der Sohn, der Richter im Himmel weiß, wer wir sind und wie es ergangen ist." Freudig, die Verehrung vorgewiesener Heiligthümer ablehnend, ließen sie sich hinführen. Ihr männliches Ende ergriff das zahlreiche Volk, das unwillig an den entblößten Leibern die grausamen Spuren früherer Mißhandlung sah. Sieben und sechzig Kinder und Enkel hinterließen die zwei hin-

gerichteten Greise; dennoch ward ihr sämmtliches Vermögen anfänglich für die regierenden Orte in Beschlag genommen, auf die Fürbitten von Basel, Schaffhausen und Appenzell dieser Beschluß jedoch dahin umgeändert, daß die Witwe des Vogts Wirth 800 Gulden Kosten und 12 Goldkronen dem Henker bezahlen mußte. Adrian Wirth erhielt später eine Pfarrei in einer Landgemeinde des Kantons Zürich, wo er noch vierzig Jahre segensreich wirkte. Ebenso wurde der gefangene Pfarrer Oechslin, nachdem er von Frauenfeld nach Luzern geführt, dort gefoltert, von dannen gen Baden und so von Kerker zu Kerker geschleppt worden war, endlich entlassen, durfte jedoch nicht mehr nach Burg zurückkehren. Die Zürcherische Regierung anvertraute ihm später die Pfarreien Elgg und Bülach. Dem Landvogt aber, den Zürich beharrlich all des Jammers einzigen Urheber nannte, ward von den neun Orten die nachgesuchte Erklärung, daß er seine Pflicht gethan. Noch dauerten drei Jahre lang Zwistigkeiten wegen Entschädigung des Klosters und der Strafe minder Betheiligter. Die Bürger von Stein mußten 1613 Gulden, die Vor der Brücke 200 Gulden zu Handen der Eidgenossen bezahlen, und an die Stelle des Konrad Steffenauer war ein anderer Bürgermeister zu erwählen. Während dieser Tage äußerer und innerer Bedrängnisse war auch der flüchtig gewordene Erasmus Schmid in nicht geringe Verlegenheit gekommen. Wegen der Betheiligung am Ittinger Auflauf bei den Herren von Zürich in Ungnade gefallen, hat er einige Zeit Stadt und Land meiden müssen; „ist ihm aber darauf auf seine Verantwortung und Verwendung seiner Freunde und Gönner die Gnade gethan worden, daß er wiederum zu seiner Chorherrnpfrund am großen Münster (die er neben seinem Reformatoramt in Stein besaß) kommen und sie nutzen und nießen durfte, mit Beding, daß er

um des in jenem Handel Verloffenen gegen Niemanden etwas nachsuche, eifre und ahnde, weder mit Worten noch mit Werken, auf der Kanzel noch sonst keineswegs." Der neuen Ordnung der Dinge in seiner Vaterstadt scheint sich Schmid nur noch bis ins Jahr 1528 angenommen zu haben, bis die Sachen daselbst eingerichtet waren, und zog dann auf seine Pfründe in Zürich. Er ist unstreitig ein rühriger Mann gewesen. Trug und brauchte er zuweilen das republikanische Seitengewehr, so hing das mit den damaligen Sitten und bedrohlichen Zeitumständen zusammen. Sein reformatorisches Talent führte ihn später ins Elsaß. Der Herzog Georg von Mümpelgard sendete dreimal nach Zürich, um erst Leo Judä, auf dessen Entschuldigung und Anrathen Erasmus Schmid zu bereden, daß er seinen Dienst anwenden möchte, um die Kirchen seiner Elsäßischen Güter zu Reichenweier und dort herum zu reformiren. Schmid versprach auf sechs Monate. Wie er aber so guten Erfolg hatte, ist er wohl vierthalb Jahre dort aufgehalten worden. Auf ihn folgte Matthias Erb. So lange Herzog Georg lebte, ist in genannten Kirchen nicht allein die Lehre der Kirche Zürichs, sondern auch derselben Kirchenordnung und Gebrauch geübt worden, wie sie Schmid eingerichtet. Er beschloß endlich sein wirksames Leben als Archidiakon in Zürich 1547. Briefe von ihm an Zwingli finden sich in dessen lateinischem Briefwechsel.

Wer aber weidete inzwischen die verwaisten Heerden dort in Stein und Burg? Das Werk der Reformation war auch an diesen Orten nicht blos von Menschen, sondern von Gott; darum konnte es bei allen Gefahren der Zeit und Gebrechen der Menschen nicht mehr untergehen. Doch verlassen uns hier die ausführlicheren Nachrichten. Allem nach scheint der Aufbau des neuen geistlichen Hau-

ses einen ziemlich bescheidenen Fortgang genommen zu haben und die Wahl der Bauleute, der nachfolgenden Prädikanten und Seelsorger, nicht immer eine ganz glückliche gewesen zu sein. In Burg hatte man nach Oechslins Gefangennehmung sogar die Messe wieder einzuführen gesucht; denn im Jahre 1525 schrieb am 18. Juli Heinrich Peyer auf Steinegg, Vogt zu Eschenz, an die Herren von Schwyz: „Die Unterthanen von Burg haben ihren (katholischen) Pfarrer beurlaubt; auf diese Pfründe werde vom Propst zu Wagenhausen und den Herren zu Stein ein von Neunkirch bei Schaffhausen vertriebener Priester empfohlen. Denen von Burg, die nicht wollen, daß man Messe lese, habe er das Kirchengeräthe entziehen und Einsiedeln zustellen wollen, wogegen sie Recht vorgeschlagen; der Pfarrer in Eschenz endlich könne nur mit Lebensgefahr Messe lesen.“ In Stein war der erste eigentliche Pastor des Ortes Jakob Groitsch von Bregenz, erwählt schon 1524, führte also sein Amt noch unter den Augen Schmids, so oft dieser gegenwärtig war, ward aber nach vier Jahren entsetzt, man weiß nicht recht warum; vielleicht weil er die Partei der Steiner genommen, welche den Besitz des Klosters lieber an sich gezogen, und sich deßhalb in seinen Predigten aufreizender Reden gegen Zürich bedient hatte. An seine Stelle kam Georg Wimpfer von Hagnau, den sich die Steiner von Konstanz verschrieben. Seinen Eintritt und Empfang beschreibt er selbst in sehr naiver und unterthäniger Sprache also: „Mit Missiv des Burgermeister Zeller von Konstanz bin ich herab gen Stein zogen und habe das Missiv dem Burgermeister überantwortet. Auf Philippi und Jakobi Tag des ersten Maiens (1528) wurde ich angenommen und hat mich Burgermeister und Rath mit samt ganzer Gemeind angenommen, nemlich auf ein jar und nit länger.

Und wenn ich hinwegziehe und mir der Dienst nit gefällig sei: so solle ein Theil dem andern ein halb jar vorher abkünden. Zuletzt ist dahin kommen, daß man mich alle jar von neuem angedingt und bestellt hat: das hat in etliche jar gewärt. Hernach hat man mich gar angenommen. Herbei aber haben sie mich uf den Synodum gen Zürich gesendet: und da hab ich samt anderen den Eid, wie es den gemeinen Prädikanten vorgelesen wird, meinen gnädigen Herren geschworen." Wimpfer blieb bis in sein hohes Alter und schied von der Welt 1559. Nach ihm scheint Zürich die Collatur übernommen zu haben, denn es folgen von da an fast lauter Zürcherische Geistliche (bis 1808, wo der erste Schaffhauserische Pfarrer, Melchior Kirchhofer, eintrat). Gleich im zweiten Amtsjahre Wimpfers war der Gemeinde Stein die Ehre zu Theil geworden, am St. Thomastag (1529) den schweizerischen Reformator Ulrich Zwingli in ihrer Kirche predigen zu hören. Von der Synode in Frauenfeld hatte er die Rückreise über Konstanz und Stein genommen. „Man begegnete ihm an diesen Orten mit großer Zucht und Ehr." Seinem Besuche ist es wohl zuzuschreiben, daß kurz darauf der Rath von Stein beschloß: „Es sollen alljährlich auf Sonntag nach Kreuz-Erhöhung die Kinder in der Kirche zusammenkommen und da gefragt werden, ob sie können beten das Vater Unser und den Glauben und sollen in anderen christlichen Satzungen und Ordnungen gefragt und unterwiesen werden, damit die Jugend gepflanzet und zu Gottes Ordnung und seinem Wort gezogen werde, und dasselbe solle allewege geschehen durch die zween Prädikanten und Schulmeister." Hiemit war der erste Grund gelegt zu Kinderlehre und Unterweisung.

Zwingli hatte neben all den zahllosen Arbeiten, welche sein nächster Beruf in Zürich ihm auferlegte, in

seinen letzten Jahren noch eine erstaunenswerthe Thätigkeit zur Ausbreitung evangelischer Wahrheit nach allen Seiten hin entwickelt, gleich als ahnte er, daß die Nacht bald kommen werde, wo er nicht mehr wirken könne. Im Anfang des Weinmonats 1531 kam die schreckliche Kunde, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden u. Zug, mit den Wallisern und einigen italienischen Heerhaufen verstärkt, haben gegen Zürich und Bern Krieg erklärt. Ueberrascht rafften diese Stände ihre Streitkräfte schnell zusammen; nicht ohne Verwirrung erging der Landsturm am 10. Weinmonat Abends von Zürich heraus rund um im Lande bis ins Thurgau. Die Steiner Compagnie und Fahne unter dem Befehl Anton Etzweilers eilten mit den Thurgauischen Pannern vereint dem Orte zu, von woher die Gefahr drohte. Aber kaum waren sie in die Nähe von Winterthur gekommen, so hörten sie schon, daß bei Cappel die Zürcher geschlagen worden seien, und dabei auch Zwingli und andere Freunde der Reformation ihr Leben eingebüßt haben. Von entgegen eilenden Boten gemahnt, setzten sie den Weg rastlos fort auf den Albis, wohin die Zürcher sich zurückgezogen hatten. Die Nachricht von der Niederlage verursachte in Zürich desto größern Schrecken, je unversehener das Unglück war; die evangelische Sache selbst hatte einen empfindlichen Stoß erlitten, und es ist zum Erstannen, wie in jener vielbewegten Zeit unter so viel Streit und Drangsal dennoch zuletzt das Werk der Aufrichtung der evangelischen Kirche zu Stande kommen konnte. Bei allem Treiben der Menschen sieht man das Walten Gottes hindurch leuchten, welcher der Wahrheit endlich den Sieg verleiht.

Nach der Schlacht bei Cappel änderte sich Manches. Die Katholischen hatte der Sieg ermuntert, ihren Muth gehoben. Viele der Reformirten, die nicht aus innerer

Ueberzeugung dem neuen Systeme gefolgt, wurden wieder wankend, oder kehrten um. So geschah es zu Eschenz. Fast ganz Eschenz war reformirt und hatte einen eigenen Pfarrer, der in der Insel Weerd wohnte; allein da es gelang, einen großen Theil (doch weniger als die Hälfte) nach und nach in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen, so hörte das evangelische Pfarramt auf, und die Reformirten in Eschenz hielten sich an die Kirche Burg. Da dies den Frieden beförderte, so wurde von den das Thurgau regierenden Orten die Kirche auf Burg für rein evangelisch und die Kirche in Eschenz für rein katholisch erklärt (1582). Der letzte reformirte Pfarrer war Adam Winterli von Stein. Im Grund lag diese Sache im großen Interesse der Kirchgemeinde Burg, denn dadurch war sie vor der Gefahr gesichert, durch Ansprache von Proselyten oder Abgefallenen eine paritätische Kirche zu werden. Nur der Kirchhof und das Geläut in Eschenz blieber noch eine Zeitlang beiden Confessionen gemein. Auf dem Kirchhof wurden die Leichenpredigten gehalten und der reformirte Pfarrer durfte die katholische Kirche nicht mehr, wie früher, betreten.

Die neuen Zustände der evangelischen Kirchen und Gemeinden der östlichen Schweiz hatten sich trotz des unglücklichen Cappelerkrieges, einzelne Orte und Distrikte abgerechnet, im Allgemeinen fest erhalten. Auch in Stein war das Fundament gelegt und das Gebäude unter Dach. Die durch Streit und Kampf theuer erworbenen Güter der Reformation, vor allen der freie Gebrauch der Bibel und die reine Lehre des Heils, blieben für alle Zeiten errungen, um von den künftigen Generationen in ihrem unschätzbaren Werthe erkannt und stets treu bewahrt zu werden.

---

## VI. Stein errichtet Schulen, erweitert sein Gebiet durch Kauf. Umbau der Kirche. Die Pest. Der dreißigjährige Krieg.

Mit der Reformation wurde in allen denjenigen Städten, die sie annahmen, der Grund zu einer bessern Schulbildung gelegt. Es gab zuvor schon Schulen, meist mit den Stiften verbunden, die zunächst die Bildung des Nachwuchses der Mönche bezweckten, aber auch solcher, die überhaupt eine gewisse Bildung gewinnen wollten. Das Lateinische, die Mönchs- und Kirchensprache, wurde vor andern Kenntnissen mit Ernst und Eifer betrieben. Eine solche Stiftsschule war auch zu Stein; der Lehrer, ein Geistlicher, wenn auch nicht immer ein Mönch, hatte den Tisch im Kloster. Nach der Reformation gaben Gregor Lewerer und Eustachius Mörikofer, Beide Bürger von Stein und wahrscheinlich ehemalige Klosterbrüder, den Unterricht; nach ihnen Leonhard Wirth. Diese lateinische Schule war innerhalb des Klosterbezirkes, in dem jetzigen Helfereigebäude, damals der „Torkel" genannt. Bald aber ordnete die Stadt eine deutsche Schule und übergab dem ersten Lehrer (Jacob Spidler) das alte Rathhauslokal, das jetzige Gredhaus, zur Schule und Wohnung. Die Schüler brachten ihrem Schulmeister außer dem Wochen- und Frohnfastengeld auch Brod und Holz. Gewöhnlich wars, daß der Schulmeister einer Stadt zugleich auch der Stadtschreiber war. Später ward ein besonderer Mägdlein-Lehrer erwählt und ihm das sogenannte „Kalchhaus" zur Wohnung angewiesen. Die Lateinschule übernahm in der Folge der Helfer, der zweite Geistliche, bis bei Errichtung des Diakonats in Hemishofen ein eigener, von der Gemeinde gewählter

Provisor über jene Schule geordnet und durch Joh. Holzhalb, Sohn des Pfarrers, neu eröffnet wurde. Die Stadt bezahlte den Schullohn für die Knaben.

Bisher auf den kleinen Bannkreis beschränkt strebte jetzt Stein auch auf Erweiterung seines Gebiets. Wo Rechtsame zu erwerben waren, standen seine Kassen immer offen; keine Gelegenheit blieb unbenutzt. Im Jahre 1539 erkaufte es von Heinrich von Klingenberg, dem letzten gänzlich verarmten Sprößling des einst so berühmten Geschlechtes, die schöne Gerichtsherrlichkeit über Ramsen, nebst den umliegenden Höfen Wiesholz, Wylen, Offenacker und dem Edelsitz Bibern am Rhein, um 9500 Gulden. An letzterem Orte legte Stein, nebst der Zwangsmühle, einträgliche Lehen- und Bauerngüter an, so den stattlichen Carolihof, jetzt noch Domäne des begüterten Steins, darum so geheißen, weil seine Einrichtung am Carolustag beschlossen wurde. Außerdem erwarb die Stadtgenossenschaft von Hugo von Landenberg das Gut Steinbach und den Hüttenberg, im Thurgau gelegen, und von Konrad von Ulm die Obervogtei und Herrschaft Wagenhausen, verkaufte sie aber wieder an Melchior von Schwarzenberg; 1596 erwarb sie diese Herrschaft zum zweitenmal um 9300 fl. und behielt sie bis in die neuere Zeit.

Inner den Mauern war eine starke Umänderung und Erweiterung der Stadtkirche nöthig geworden. Zuvor zierten sie nur vier Säulen und fünf Bogen auf jeder Seite; nun erhielt sie eine Verlängerung um drei Säulen und drei Bogen, sammt neuer Stuhlung. Weil auch der Kirchthurm baulos worden war und man besorgte, er möchte einfallen, erkannte der Rath von Zürich von Grund auf einen neuen zu bauen (1596). Der Zimmermeister, welcher den Helm, die Windberge und den Glockenstuhl

verfertigte, war Meister Jakob Stoker von Bleuelhausen. Der geschickte Künstler hat mit diesem zierlichen schlanken Thurm, der heute noch von Jedermann mit Wohlgefallen betrachtet wird, in der That ein Meisterwerk geleistet. Während des Baues wurde auf dem untern Thor zur Kirche geläutet 42 Wochen lang. Die Herren von Zürich konnten dem gelungenen Bauwerk ihren Beifall nicht versagen; sie vergabten an die 4 neuen Glocken die zwei größten; die eine wog 33 Ctr., die andere 17 Ctr. So ist das klangvolle harmonische Geläute entstanden, ähnlich jenem, über welchem der Glockengießer in Friedrich Schillers unvergleichlichem Liede spricht:

Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Das Meßneramt versah ein jeweiliger Trompeter und Wächter auf dem Kirchthurm, welcher Mittag, Vesper oder Feierabend und zur Predigt läuten mußte. Bei einer spätern Reparatur des Thurms wurde die Fahne sammt den Thurmknöpfen, ehe man sie aufstellte, mit Trommeln und Pfeiffen in der Stadt herumgetragen. Die Maler Oeri und Füßli von Zürich renovirten die Kirche mit Flachmalerei. — Auf Burg suchte Pfarrer Mettler (von Hemmenthal) durch Einführung des Kirchengesangs den Gottesdienst zu veredeln. —

Die Kirchenglocken in Stein erhielten eine ernste Weihe, als der schwarze Tod kam und sie, „um mit den Be-

trübten zu klagen", Tag um Tag dumpf ertönten. Die wachsende Bevölkerung sollte schmerzlich gelichtet und mehr als zur Hälfte hingerafft werden durch jene schreckliche Pest, die zu wiederholtenmalen in der Gegend und anderwärts grassirte. Schon 1586 starben zu Stein von Mitte August bis Ende des Jahres 220 Personen dahin. Im Jahr 1611 aber brach sie mit so verheerender Gewalt aus, daß sie in der kleinen Stadt 900 Personen als Opfer forderte. Diese fürchterliche Seuche kannte keinen Unterschied der Stände, der Jahre, noch Gegenden. Den Gesunden wie den Gebrechlichen warf sie hin. Wer des Abends sich gefreut, den fand der Morgen im Leichentuche wieder. Man rechnet, daß im Thurgau 33,584 Menschen, die Hälfte der damaligen Bevölkerung, in einem Zeitraume von acht Monaten durch die Pest das Leben verloren. Die Leiden stumpften zuletzt das Menschenherz ab. Wie ein Müller die Kornsäcke auf den Dörfern zur Mühle holt, so fuhren die Todtenknechte mit den Leichenwagen täglich auf den Dörfern herum. Die Todten wurden meistens ohne Leichenbegleit, ohne Sarg, nur in Lumpen gehüllt auf die Kirchhöfe gebracht, in große Gruben zusammengelegt und zur Vorsicht vor Ansteckung mit Kalk überschüttet. In Basel starben viertausend Menschen; in Zürich schien der Tod Alles entvölkern zu wollen, und in Kerenzen am Wallenstattersee trug sich der Pfarrer, nachdem die ganze Gemeinde ausgestorben, selbst, als Letzten, in das Todtenbuch ein. Der sterbliche Mensch, der die Hand des Höchsten erst dann recht erkennt, wenn Unglück und Mißgeschicke ihn zu erdrücken drohen, sah bittend und flehend nach dem Himmel auf, einzig von Oben hoffend, was irdische Kräfte nicht mehr zu geben vermochten. Die Kirchenzucht wurde an manchen Orten strenger gehandhabt und die gottesdienstlichen Uebungen vervielfältigt

und geboten! — Im Jahr 1635 trat die Pest von neuem auf, richtete wieder große Verheerungen an und forderte zu Stein 256 Opfer. In der Gemeinde Burg trug man im September 34 Todte zu ihren Gräbern, an einem Tage auf einmal 5; im Oktober 33, im November 44, im Dezember 31. Namentlich einen großen Theil der blühenden Jugend raffte die Seuche hin; wie denn in der Stadt Schaffhausen unter den 4200 Gefallenen 1400 Jungfrauenkränze gezählt wurden, die man auf den Särgen der ledigen Töchter jeden Alters auf den Gottesacker trug. In Folge dieser neuen Noth wurde der Begräbnißplatz zu Stein, der schon früher aus dem Klosterbezirke außerhalb der Stadt war verlegt worden, erweitert und mit Mauern eingefaßt. Da nun die Zahl der in den verschiedenen Pestzeiten Gestorbenen sich gegen 1500 belief und die gegenwärtig lebenden Einwohner kaum diese Zahl erreichen, so muß die Bevölkerung des Städtchens in jenen Zeiten weit größer gewesen sein als nun. In der That sind viele Geschlechter gänzlich verschwunden. Manche Häuser standen bis Anfang des 18. Jahrhunderts leer oder wurden um den halben Preis verkauft. Das Oberdorf war früher ein Dorf und ist jetzt auf drei Häuser abgegangen; daselbst befand sich ein Bad, das goldene Bad genannt. Ich will nur ein unvollständiges Verzeichniß der Ehren- und wirklichen Bürger, wie sie in Urkunden genannt sind und zum Theil noch zur Zeit der Reformation beisammen sich fanden, hier ausstellen, und man wird verwundert fragen: wo sind sie alle hingekommen? die Allenspach, Ambüel, Armbruster, Albrecht, Aldinger, von Arlen, von Bolzhausen, von Bäldi, Blumenegg, Bürkli, Benker, Brunner, Duchtlinger, Dietrich, von Egli, von Engen, Ehinger, Eggmüller, Frei, Fischer, von Geßler, Gutmann, Hauser, Harder, von Hertenstein, Haubenschmid, Iberger,

Köchli, Laizer, von Maienwang, Mörikofer, Neidhart, Oestreicher, von Rüd, Rapp, Roth, Ruof, Rüeß, von Steinbach, Seebach, Schneider, Spidler, Schmucker, Schönenbühl, Tanner, Tobler, von Ulm, Wagner, Wassermann, Wirth, Wüest, Waser, Zimmermann.

Mag indeß die Entvölkerung durch nachherige Vermehrung zum Theil wieder ersetzt worden sein, so mußte jene, namentlich der Mangel an streitbarer Mannschaft, erst recht empfindlich werden, als ein neuer Schlag die Stadt Stein bedrohte.

Als nämlich die Fackel jenes schrecklichen dreißigjährigen Krieges (von 1618—1648) in Deutschland brannte, und unzählige Noth und unsäglichen Jammer verbreitete, und im Jahre 1633 das benachbarte Schwaben von fremden Heeren hart mitgenommen wurde, hatte Stein und Umgegend das Schicksal, auch aus diesem Becher manchen bittern Tropfen zu trinken. Die Ortschaften Singen, Stockach, Steußlingen waren mit Kriegsvolk überfüllt, das Dorf Buch von schwedischen Reitern überfallen, — da fing es an den Leuten hier zu Lande bange zu werden. Die Gefahr rückte näher, wie es hieß: die Schildwache in Ramsen sei von den Kaiserlichen getödtet, die Evangelischen daselbst mißhandelt, Schiffe beim Hof Bibern geplündert worden, ja einen schwedischen Oberst mit 20 Pferden habe man ob der Stadt durch's Oberdorf nach Oehningen streifen gesehen. Dieß Alles war nur zu wahr, und ebenso, daß feindliche Streifzüge von Zell her Oberstaad besetzt, im Kloster Oehningen übel gehauset, das Dorf Wangen und Schloß Marbach geplündert, Gaienhofen angezündet hätten. Die kleine Besatzung von Stein hatte Zürich, um Kosten zu ersparen, da man den Krieg von der Grenze entfernt glaubte, abberufen und die Steiner angewiesen, im Nothfall Hülfe im Thurgau zu suchen.

So mußten sie sich vor der Hand selber helfen, so gut sie konnten. Nach Ramsen und Bibern wurden Wachen ausgestellt. Der Rath saß täglich und erließ ein ernstlich Mandat des Inhalts: 1. Daß bei so gefährlichen Kriegsläufen und feindlichen Practiquen männiglich alle Tag sich bei dem gemeinen Gebet einfinde. 2. Bei Aufläufen und Lärm Weib und Kinder nicht so nachlaufen, wie bisher geschehen. 3. Weil täglich, ja stündlich von fremdem Kriegsvolk durch die Stadt gereiset werde, soll kein Bürger ohne speciale Erlaubniß des Bürgermeisters von der Stadt weggehen, und sich mit Gewehr, Kraut und Loth beständig gefaßt halten. 4. Sollen die Bürger das Drohen gegen Benachbarte, zu rauben und zu brennen, unterlassen. 5. Die Schiffleute den Soldaten, so sie um die Schiffe ansprechen, es platt abschlagen und sie nicht anweisen, bei der Obrigkeit anzuhalten; so auch die Fuhrleute auf dem Lande. 6. Die Wachten auf Klingen, Boll u. s. w. fleißig bestellt sein. Darauf wurden die Burgerschaft, Beisaßen, Unterthanen, Handwerksgesellen und Knechte in Eid genommen.

Plötzlich erschien am 28. August 1633 der berühmte schwedische Feldmarschall Gustav von Horn an der Spitze seines Hauptkorps vor den Thoren, um die neue Zeitung in Person nach Stein zu bringen. Sein Augenmerk war auf die von den Oesterreichern besetzte Stadt Konstanz gerichtet. Von Ulm aufgebrochen, nicht auf geradem Wege gegen diese Stadt, vermuthlich weil er durch die Nachbarschaft der festen Plätze auf deutscher Seite wäre aufgehalten worden, hatte er vielmehr die Richtung über Stockach nach Stein genommen, um hier das linke Rheinufer zu erreichen, was ohne Verletzung des Schweizer Gebiets nicht geschehen konnte. Da in der Nähe die katholischen Kantone feindliche Wache hielten, so konnte Be-

hendigkeit und Stillschweigen allein hier fördern. Horn hatte Einige vorausgeschickt, die Straßen auszuspähen, und Ordre gegeben, die Personen, so man anträfe, aufzufangen, damit sein Anschlag nicht verrathen würde. Dennoch geschah, daß etliche Bauern durch Seitenwege den Rath in Stein berichteten. Inzwischen langte vom General das schriftliche Begehren an um schleunige Oeffnung der Thore. Es war an einem Mittwoch Abend um 7 Uhr. Rath und Gemeinde, ob dieser Forderung bestürzt, verlangen Aufschub, um nach Zürich berichten zu können. Der General aber fordert auf der Stelle Erklärung und droht mit Sturm. Als die Berathung noch immer zögert, klopft ein schwedischer Oberst an die Rathsthüre; man öffnet; er schlägt an seinen Degen und spricht trotzig: „Ihr Herren, es ist keine Zeit mehr zum Rathen übrig, sie haben ja oder nein zu sagen; wenn sie den Paß nicht gütlich geben wollen, so ist Ihre Excellenz mit schwedischen Schlüsseln versehen, und mögen jene, die eigensinnig sind, hernach sich den Schaden selbst zurechnen." Die Stadt wagt nicht länger zu widersprechen. Zitternd öffnet man die Thore, vor denen schon die Petarden (Thorbrecher) standen. In der Nacht wird nach Zürich berichtet. Der Feldmarschall, der wohl etwas von der Kriegszucht seines frühern königlichen Herrn, des theuern Helden Gustav Adolph besitzen mochte, zog mit zahlreichem Fußvolk, Geschützen und stattlicher Reiterei in musterhafter Ordnung, ohne Jemandes Beleidigung durch die Stadt über die Rheinbrücke. Eine eidgenössische Wache von 300 Männern, die vor der Brücke, zu Wagenhausen, Burg und Eschenz standen und durch Martin Auf der Mauer von Schwyz befehligt wurde, hätte den Uebergang durch Abdeckung der Brücke wehren können, allein die Hauptleute waren durch allerlei Gerüchte von Verrath und heimlichen Bündnissen

der Zürcher mit den Schweden so aus der Fassung gebracht worden, daß sie keinen Widerstand versuchten. Der Generalwachtmeister Kesselring saß zu Hause in Bußnang und feierte mit den Seinen das Erntefest. Auch die eidgenössischen Hauptleute zu Steckborn, Ermatingen, Gottlieben und Kreuzlingen zogen ihr weniges Volk vor der Uebermacht zurück, und weder sie noch der Landvogt (ein Luzerner) ließen den Landsturm gehen, da Horn warnte, keinen unnützen, aber dem Lande verderblichen Widerstand zu veranstalten. Ohne Schwertstreich zog das schwedische Heer vor die Thore von **Konstanz** und überraschte die Einwohner ebenso wie die zu Stein. Weder Bischof noch Bürgerschaft ahnte etwas von der nahen Ankunft der Schweden, bis man das feindliche Volk von der Mauer herab gewahr wurde. Indeß die Hoffnung, die Stadt durch Ueberraschung zu gewinnen, ward vereitelt, indem die Bürgerschaft mit der Besatzung im entschlossensten Widerstand wetteiferte. Die Kunde vom Einbruch der Schweden verbreitete in der Eidgenossenschaft allgemeine Entrüstung. Die V Orte wandten sich an den König von Frankreich und forderten Zürich auf, die Beschimpfung rächen zu helfen; dieses aber beschränkte sich auf Vorstellungen. Auf der Tagsatzung zu Baden konnten die Eidgenossen sich nicht zu einer gemeinschaftlichen Maßregel verständigen; allein nach einigen vergeblichen Stürmen und auf die Vorstellungen des französischen Gesandten, Herzogs von Rohan, zogen die Schweden wieder von Konstanz weg. Während der Belagerung, die drei bis vier Wochen lang mit allem Eifer betrieben worden, war zu Stein ein tägliches Ab- und Zureiten von Fürsten, Grafen, Offizieren, Soldaten, sammt Fuhrwerk und Geschützen. Von Villingen und von Hohentwiel her führte man Kanonen und Feuermörser mit einer Menge Muni-

tionswagen durch, und war der Herzog von Württemberg selbst dabei. Am 24. September kehrte Horn mit einem Theil seines Heeres nach Stein zurück, während der andere über die bei Gottlieben errichtete Brücke ans jenseitige Ufer setzte. Der Rath verehrte dem Feldherrn Wein und Haber für seine Truppen. Beim Abzug ließ dieser zur Beschirmung des Passes für einige Zeit 300 Musketiere zurück, und verließ die ganze Schweizergrenze im November, um sich mit der Armee des Herzogs Bernhard von Weimar zu vereinigen. Es liegen in Stein zwei Offiziere begraben, der schwedische Oberstlieutenant Waltersdorf aus der Lausitz und ein Fähndrich David Moray aus Schottland; der erstere ist vor Konstanz erschossen worden und in der Kirche beigesetzt; der andere hauchte hier in Folge seiner Wunden das junge Leben aus.

Kaum waren die Schweden abgezogen, so rückte zur Deckung der Grenze eine Zürcherische Fahne 300 Mann stark unter Hauptmann Wehrli ein, dann eine zweite und dritte, eine die andere ablösend, und dauerte die Besatzung 19 Monate lang, so daß es den Steinern fast zu viel werden wollte. Den besten Schutz hatten sie offenbar von oben herab erfahren. Ihr damaliger Seelsorger, Pfarrer Wyß, bemerkt von jenen sorglichen Wochen und Monaten: „Der 124ste Psalm hat uns Trost gegeben, der Herr ist mit gewesen, der ist uns beigestanden und hat unser Gebet erhört. Denn alsbald bei Anbruch der Kriegsgefahr ist allhier wöchentlich zweimal ein außerordentlich Gemeingebet gehalten worden, das eine Mal Montags am Morgen früh, das andere Donnerstags um 12 Uhr und währte über Winter bis in Frühling des folgenden Jahrs, da die Feldgeschäfte wieder angingen. Gott hab Lob in Ewigkeit."

Indeß mit dem Abzug der Schweden folgten noch

keineswegs Jahre des Friedens und der Ruhe, vielmehr fing die trübselige Zeit erst recht an. Zuerst die Theurung, welche die Menschen an manchen Orten zwang, Eicheln, Gras, Schnecken, Kleien, Pferdefleisch zu genießen; dann die oben gemeldete Pestilenz 1635, welche den Rath in Stein nöthigte, das Rathhaus zu verlassen, weil dort Pestkranke lagen, und auf den Zünften zu tagen, obwohl die Stubendiener gestorben waren, — solche Heimsuchungen brachten neue Schrecknisse über die Gegend. Statt der Schweden überschwemmten vierzehn Jahre lang erst französische, dann kaiserliche, baierische, zuletzt gar noch spanische Kriegsvölker das benachbarte Schwaben. Die Veste Hohentwiel stand wie ein einsamer Fels im tobenden Meere. Diesen von Feinden umringten Platz sollte der tapfere Oberst Konrad Wiederhold mit einer kleinen Besatzung seinem Herzog (von Württemberg) erhalten. Er that aber mehr. Er bewahrte seinem Herrn nicht nur dieses Kleinod und vertheidigte es muthvoll gegen die Heere der verschiedenen Feinde; sondern er gab es ihm beim allgemeinen Frieden nach 15 Jahren, und nachdem er fünf Belagerungen ausgehalten, auch in besserem Zustand zurück, als er es empfangen hatte. Wie ein Adler hauste er auf seinem Neste und kein schwacher Punkt, keine lockende Beute der Umgegend entging seinen spähenden Blicken. Bei dieser kriegerischen Nachbarschaft war an Sicherheit am Rhein und See nicht mehr zu denken. Den Streifzügen und Plünderungen der Kaiserlichen blieben die Ortschaften Ramsen, Wiesholz, Hemishofen beständig ausgesetzt; besonders der einsame Müller an der Biber wurde schwer drangsalirt; Raub und Mißhandlung auf den Straßen geschahen nicht selten. Die Hohentwieler ihrerseits hatten es auf die Schiffe des Rheins abgesehen. Einmal überfielen sie den Konstanzer Schiff-

mann Heinrich Suter unterhalb Bibern, nahmen ihm all sein Gut aus dem Schiff und führten's sammt vier Schiffmännern auf die Vestung. Nach Stein warf der kaiserliche General Vizthum gegen Wiederholds Ausfälle für kurze Zeit eine Besatzung.

Wie traurig aber die Wirkungen des Krieges in sittlicher und religiöser Beziehung für die betroffenen Gegenden waren, das läßt sich wohl denken. Ein Mann, der den ganzen Krieg erlebt hat, schreibt: „Religion, Tugend, Frömmigkeit und Scham ward nirgends geachtet, und so gab man sich nur allzu vielen Lüsten und Lastern hin. Des Friedens und der Ordnung hatten sich die Meisten ganz entwöhnt." Auch in und um Stein lag Fleiß und Gewerbe für lange darnieder. Die Hausväter sah man häufiger mit der Hellebarde auf die Wache ziehen als Feld und Werkstatt besorgen. Die Sitten fingen an roher zu werden. Der geplagte Pfarrer Wyß mußte viel klagen über Fluchen, Schwören, Gotteslästern, schlechten Kirchenbesuch, und bestürmte den Rath mit Vorstellungen. Religionshaß mit gegenseitigen Neckereien zwischen Evangelischen und Katholiken war aufs Neue entbrannt. Beleidigungen gegen kirchliche Gebräuche bei einem Auffahrtsfeste in Oehningen wurden von etlichen Bürgern aus Stein verübt. Der Rath verbot für die Zukunft den Besuch des Festes. Andere benutzten unter dem Deckmantel der konfusen Zeit die Gelegenheit, Privatrache am Nächsten zu nehmen. Eine arge That geschah. Eines Morgens fand man die Leiche des Pfarrers Krut ab Burg an einem Seitenwege der Karrengasse ermordet liegen. Der Thäter, Jakob Schiegg, ein Metzger von Beruf, hatte das Weite gesucht. Schrecken erfüllte die Gegend. Mit großer Trauer seiner Kirchgenossen ward der unglückliche Prediger begraben. Pfarrer Wyß hielt

die Leichenrede aus Matth. 24, 42: Wachet, denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird. — Was die Jugend in diesen Zeiten, in denen es nur zu viel zu sehen und zu hören gab, mag für Schaden gelitten haben, das läßt sich gleichfalls vorstellen. Manchen Jüngling wandelte die Lust an, sich die Feldlager im Schwabenland anzusehen, und mehr als einen zog es weiter den Krieg selbst mitzumachen. An Werbern fehlte es nicht. So ließ sich des Spitalpflegers Sohn, Niklaus Winz, verlocken, bei den Oesterreichern Dienst zu nehmen, wurde aber ergriffen und als Kriegsgefangener auf Hohentwiel verwahrt. Später finden wir ihn wieder unter den Oesterreichern als Oberst in der blutigen, von den Schweden unter Torstenson siegreich erfochtenen Schlacht bei Leipzig den 2. Nov. 1642. Niklaus Winz stand nebst einem Oberst Häuser auf dem linken Flügel, kämpfte mit Löwenmuth, blieb aber mit jenem todt auf der Wahlstatt, im 28sten Jahre seines Lebens.

Nicht minder als die Kriegslust fand das unschuldigere Jagdvergnügen reiche Nahrung. Die vielen Hasen, Rehe, Hirsche und Eber, die in den Kriegsjahren in besonderem Maße überhand genommen und Feld und Garten verwüsteten, lockten den Waidmann hinaus in Feld und Wald. Die Herren von Stein besaßen die Jagdbarkeit diesseits und jenseits des Rheines. Im Staffel, im Steiner- und Schienerberg, in der Buchhofer Waldung wurde jährlich eine beträchtliche Anzahl Hirsche und Wildschweine geschossen und gefangen, im Jahr 1641 allein sieben. Im Vorhof auf Hohenklingen ist noch ein Wandgemälde, einen Hirsch vorstellend, welcher zur Zeit der Hungersnoth der Besatzung höflicherweise sich selbst zur Speise angeboten, mit einer Beschreibung in deutschen Reimen, die aber durch Verwitterung größtentheils un-

leserlich geworden ist. — Weil man einmal am Schießen war, kamen auch die Uebungen mit Bogen und Büchsen in Aufschwung. Ein neues Schützenhaus im Rieth wird gebaut und die Steiner erhalten Gelegenheit, ihre Schießkunst auch auswärts zu zeigen. Als Herzog Leopold (1627) ein kostbares Freischießen zu Konstanz veranstaltete, dazu auch die befreundete Stadt Stein eingeladen war, wurden 6 gute Schützen: Heinrich Schmid, Gredmeister, als Obmann; Benedikt Goldinger, Hausherr; Georg Schmid; Jacob Sulger und Heinrich Sulger abgeschickt und die Kosten vom Seckelamt bestritten. Sie führten ein Jagdschiff und Trommeln und Pfeiffen mit sich. Das Schießen währte 5 Tage; die erste Gabe bestand in einem vergoldeten Pokal im Werth von 100 Gulden. Die Stadt Stein gewann sie durch Georg Schmid; das Nachbeste schoß ein Ueberlinger.

Das waren friedliche Geschäfte, obwohl ein solches Schützenfest, auch zu Konstanz, nur viel früher und noch mit der Armbrust gehalten (1458), einen übeln Ausgang nahm und zu dem sogenannten Plappertkrieg Veranlassung gab. Eine betrübende Erscheinung aber in der Zeit des 30jährigen Krieges, wo so Manches ins Rohe ging, sind die vielen Hinrichtungen, die jenen Zeitraum kennzeichnen. Das Recht, über das Blut zu richten, war in den Händen kleiner Städte eine gefährliche Waffe, und das Beispiel der Landesobrigkeit lehrte nicht das Richtschwert sparsam führen. Hier wie dort wurde meist kurze Arbeit gemacht mit den Verurtheilten. Zu Stein kommen unverhältnißmäßig viele Hexenverbrennungen vor. In dem einzigen Jahre 1628 wurden vier blutarme Personen von Hemishofen und Stein, darunter zwei ledige Schwestern und eine Hausmutter, die im Verdacht der Hexerei oder Zauberei standen, im Jahr 1633 zwei

alte arme Menschen von Schienen, nachdem sie, wie die stehende Redensart lautet: „erst peinlich, hernach gütlich bekannt,“ hingerichtet; in einem Zeitraum von 25 Jahren fielen bei sechszehn solcher Unglücklichen der guten alten Justiz zum Opfer. Die letzte Hexe litt 1690 den Feuertod. Solches geschah nicht nur zu Stein. Durch das ganze Mittelalter wurde das Strafrecht allenthalben grausam geübt.

Die gefährlichen Zeitläufte brachten es mit sich, daß auf Verlangen von Zürich die Fortification von Stein mit Schanzen und Graben in Angriff genommen wurde, wozu Zürich den Platz zwischen der untern Mühle und dem Pfarrhause abtrat und die Einwohner manch liebes Gärtchen hergeben mußten. Den Plan machte Ingenieur Werdmüller und den Schanzenbau leitete Ulrich Bachofen. Die alte Ringmauer mit den vielen Thürmchen und Rondellen und der schöne Wassergraben wurden aufgehoben. Im März des Jahres 1644 hatte der Bau begonnen und war im October vollendet, nachdem derselbe nicht weniger als fl. 27,102 gekostet. Das der Stadt angehörige Zeughaus, das seit 1623 stand, wurde mit allen Kriegsbedürfnissen so trefflich bestellt, daß verschiedene Schwäbische Reichsstädte sich keines solchen Kriegsvorraths rühmen konnten.

Der endlose deutsche Krieg gab Veranlassung, daß auch in der Eidgenossenschaft fortwährend Gährung und Zwietracht entstand. Durch die öftern Bewaffnungen und Grenzbesetzungen waren hin und wieder die Regierungen in große Geldnoth gerathen und schrieben Steuern und Auflagen aus. Das erweckte beim Landvolk Mißvergnügen und die Furcht, die Steuer werde immer bleiben. So brachen (1646) im Kanton Zürich wegen einer ausgeschriebenen Gut- oder Vermögensteuer heftige Unruhen

aus. Klug und milde, auf allerlei Weise durch Belehrung, wußte der Rath von Zürich die Unzufriedenen zu besänftigen, also, daß sie Unterwerfung und Gehorsam versprachen. Nur in Knonau und Wädensweil blieben sie trotzig, drohten bewaffneten Widerstand und vergingen sich unehrerbietig gegen die Vorgesetzten und Oberen. Nun beschließt der Rath Anwendung der Gewalt und bietet das Kriegsvolk seines Gebietes auf. Die Steiner 80 Mann marschiren den 18. Sept. ab und gibt man jedem 2 Gulden auf die Hand. Hauptmann ist Georg Schmid, dieser Zeit Obervogt der Herrschaft Ramsen; Lieutenant: Michael Baldi, Spengmeister; Fähndrich: Hans Etzweiler und Heinrich Schmid. Auf dem Münsterplatz in Zürich wird die ganze Mannschaft von 23 Fahnen Fußvolk und etlichen 100 Reitern gemustert und beeidigt, und mit viel Geschütz über See eingeschifft. Als die Wädensweiler den Ernst sahen, legten sie die Waffen nieder und erschienen mit weißen Stäben in der Hand am Ufer. Das Kriegsvolk zieht ein und formirt auf der Matte, wo die aufrührerische Gemeindsversammlung gehalten worden, einen großen Kreis. Alles Volk von Wädensweil und Richtersweil, auch Weib und Kind, muß in den Ring hinein und fußfällig um Gnade bitten. Die Gemeinden wurden mit dem Verlust ihrer Freiheiten bestraft, Sieben der Schuldigsten zum Tode verurtheilt. Drei Anführer im Knonaueramte traf das nämliche Schicksal. Wädensweil mußte überdies 26,163 Gulden, Knonau 12,170 Gulden an die Kriegskosten erlegen. — Die Steiner auf dem Rückmarsch in Zürich und Winterthur wohl gehalten zogen wieder in die Heimath ein. — Man behauptete damals, die große Menge von Landstreichern, welche als eine Folge des Krieges sich über alle Gegenden verbreiteten und zu vielen Tausenden an-

gegeben wurden, habe zu der Aufwieglung des Volkes in den Zürcherischen und Bernischen Landschaften beigetragen, um aus den Unruhen Vortheil zu ziehen. 236 Hinrichtungen zu Bremgarten in dem einzigen Jahre 1639 zeugen von der großen Schärfe, mit der man gegen das fremde Gesindel verfahren mußte.

Endlich erschien das ersehnte Ende des unheilvollen dreißigjährigen Krieges. Deutschland verlor in diesem Kriege bei zehn Millionen Menschen. Was mag es da gewesen sein, als am 24. Oktober 1648 der Ruf durch die betrübten Gauen Deutschlands erscholl: Friede! Friede! Welche Wonne müssen die geplagten Ueberlebenden bei diesem Laute empfunden und mit welcher Freude werden die Schweizer an den Grenzen in den allgemeinen Jubel eingestimmt haben! Da verstehen wir das herrliche Lied des sel. Paul Gerhard, der alle diese Drangsale mit durchlebt hat, wenn er bei jener Friedensbotschaft singt:

Gottlob! nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland! singe Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!

## VII. Der Freiherr Rudolf Schmid von Schwarzenhorn.

Dient es einer Stadt zur Ehre, die Geburtsstätte eines berühmten Mannes zu sein, so hat Stein den Ruhm, daß allda am 17. April 1590 der nachmalige Freiherr Rudolf Schmid von Schwarzenhorn geboren wurde: ein merkwürdiger Mann, der frühe den heimathlichen Boden verlassend in fremdem Staatsdienste bedeutenden Einfluß und eine ehrenvolle Stellung gewann. Billig steht es diesen Blättern zu, das Bemerkenswertheste aus dem interessanten Lebenslauf mitzutheilen *).

Der Vater und Großvater Schmids waren angesehene Bürger, hatten aber durch den Tod ihrer Ehefrauen in den Pestzeiten viel Trauer erlitten und ihrer Klage und Ergebung in treuherzigen Versen Ausdruck verliehen, welche neben den Wappen der Erblichenen im Saale des Hauses zum schwarzen Horn ehedem zu lesen waren. Der Vater unsres Schmid war Stadthauptmann und Seckelmeister, die Mutter eine Patrizierin von Konstanz, Elsbeth Hürus, ihres Gatten vierte Hausfrau. Schmids dunkle Jugendzeit ist in Sagen gehüllt; gewiß ist, daß er nach dem frühzeitigen Tod seines Vaters zur Schule gehalten wurde. Aus natürlichem Geschick, ohne Anleitung, brachte er es im Zeichnen zum Erstaunen weit. Seine Mutter und Anverwandten dachten daher einen Maler oder Goldschmied aus ihm zu machen. Allein ein für sein Leben entscheidender Vorfall trat dazwischen.

*) Wir folgen hiebei in Kürze großentheils dem ausführlichen Vortrage des historisch-antiquarischen Vereins in Schaffhausen. Jan. 1860, von Prof. J. J. Mezger.

Ein österreichischer Offizier, welcher zuweilen in das väterliche Haus kam, sah ihn öfter zeichnen, erkannte sein entschiedenes Talent und erhielt von der Mutter die Erlaubniß, den Sohn nach Italien mitzunehmen. Hocherfreut zog der kaum zwölfjährige Knabe, der von den Seinigen sehr hart gehalten wurde, mit seinem Wohlthäter fort und dieser gewann ihn so lieb, daß er ihm in Verona neben dem Unterricht in der Malerkunst auch wissenschaftliche Bildung verschaffte. Die vorzügliche Gabe schneller Auffassung erleichterte seine Fortschritte und die schöne italienische Sprache weckte seinen dichterischen Sinn. Eine innige Freundschaft verband den Jüngling mit seinem Beschützer; treu begleitete er denselben nach Dalmatien und Ungarn in den Türkenkrieg, der schon seit Jahren zwischen Oesterreich und der Pforte mit wechselndem Erfolg geführt wurde. Der Offizier setzte ihn vor einer Schlacht, in der er wirklich fiel, zu seinem Erben ein. Das kommt ihm aber nicht zu gut, denn er wird gefangen und Sclave eines menschenfreundlichen türkischen Herrn zu Konstantinopel, dessen Liebe er durch seine Geschicklichkeit und Treue in Geschäften gewinnt. Dennoch waren es achtzehn schwere Jahre; glücklich entging er der Gefahr, in die „Pagenkammern" aufgenommen zu werden, wurde wegen seiner Fertigkeit in den Sprachen oft als Dolmetscher gebraucht und erwarb sich dabei eine genaue Kenntniß der Zustände des türkischen Reiches. Dieses bot unter Murad IV. ein wahrhaft entsetzliches Bild dar: Aufruhr, Bürgerkrieg, Plünderung, massenhafte grausame Hinrichtungen waren an der Tagesordnung. Schmid wird 1624 losgekauft durch den kaiserlichen Botschafter Freiherr von Kurz, der ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut und dessen Verdienste am Hof zu Wien rühmt. Von da an tritt nun Schmid handelnd auf, mit eben so

viel Muth als Geschick. Von Kaiser Ferdinand II. wird er nach kurzem Aufenthalt in Wien wieder nach Konstantinopel geschickt und nach Abschluß eines 25jährigen Friedens als kaiserlicher Resident dort zurückgelassen, — eine Stellung, eben so schwierig durch den Uebermuth der Türken wie durch die Uneinigkeit der abendländischen Gesandten, welche sich in Betreff des Schutzrechtes über die dortigen katholischen Christen und den Schlüssel zum heiligen Grabe nicht einigen konnten. Schmid hält sich trefflich mit unermüdlicher Geduld auf seinem Posten; er erlangt bei der Thronbesteigung Ibrahims (1640) eine neue Bestätigung des Friedens, so daß er bei der Rückkehr nach Wien von Ferdinand III. zum Freiherrn von Schwarzenhorn erhoben wird. Er erhält den römischen Reichsadler und das Schwerdt nebst dem türkischen Greif mit dem Halbmond und Säbel als Wappen. Im Jahr darauf wurde er zum Hofkriegsrath und Oberaufseher über die Wälder im Innern Oesterreichs ernannt. Doch nicht lange sollte er in diesen ruhigen Verhältnissen bleiben; noch zweimal muß er, da man keinen Tüchtigern weiß, Gesandtschaftsreisen in die Türkei übernehmen; das eine Mal, um bei dem neuen Sultan Mahomed IV. den Frieden auf 20 Jahre zu verlängern; das letzte Mal 1650, um in Begleit von 150 Personen prachtvolle Geschenke, bestehend aus einem silbernen Tisch, silbernen Kesseln, Leuchtern und andern Geräthen, im Werth von 70,000 fl. an den Sultan und seine Großen zu überbringen. Er wird glänzend empfangen, ehrenvoll entlassen, bei der Rückkehr mit Dank überhäuft und als Retter eines großen Theils der kaiserlichen Erblande gepriesen.

Sein Ruhm war über die Grenzen des deutschen Landes und auch bis in seine Heimath gedrungen. Da-

rum machten sich drei Neffen, alle drei Felix Schmid mit Namen, auf gleichen Pferden und in gleicher Montirung auf nach Wien, den hochangesehenen Oheim zu besuchen. Nach einigen Paßschwierigkeiten in Baiern kamen sie in der Kaiserstadt bald an und fanden die beste Aufnahme bei dem edlen Manne. Schmid gewährte ihnen im eigenen Hause Wohnung, zeigte ihnen alle Merkwürdigkeiten der Stadt, beschenkte sie mit frischen Pferden, seidenen Tischtüchern und andern Gaben. Nach 4 Wochen traten die drei Felix ihre Rückreise wieder an mit einem Schreiben an den Magistrat in Stein, worin er seine Dienste anbietet, wo solche etwa nöthig würden. Schmid war damals schon verheirathet mit einer Helene Feldner von Feldeck. Bald darauf von Kaiser Leopold I. in allen seinen Würden bestätigt, kündigte er seiner Vaterstadt ein schönes Geschenk an, ein „curiöses Trinkgeschirr, desgleichen in der Christenheit keines zu finden." Es wurde durch seinen Tochtermann Baron von Rehling feierlich überbracht und bestand in einem zwei Fuß hohen silbernen, reich vergoldeten Becher mit erhabener Arbeit. Auf dem Deckel thronen die drei römischen Kaiser, denen Schmid diente; über ihnen faltet der Reichsadler seine Flügel, während drei Sultane den Fuß bilden; Schmids Bild in seinem Kabinet und die Darstellung einer Audienz beim Sultan ist am Becher selbst angebracht. Der Pokal, in der That ein ausgezeichnet schönes Kunstwerk, sollte „so lang der Rhein rinnt", bei der Stadt bleiben und bei allen ihren Freudenfesten gebraucht werden; daher wurde lange bei jeder Hochzeit eines Bürgers daraus getrunken, indem die Stadt einen Eimer Wein dazu spendete. Der Eimer Wein ist bis heute geblieben, dagegen wird der Becher selten hervorgeholt. — Das andere Geschenk, welches Schmids Tochtermann überbrachte, ist das Bildniß

des Gebers, gemalt von dem damals berühmten Maler Nikolaus von Hai, in Lebensgröße und in der Kleidung, in der Schmid 1651 als Bevollmächtigter beim Sultan Muhamed erschien. Es ziert jetzt die Rathstube, eine Copie davon die Gemeindstube. — Damit dem Pokale die poetische Verherrlichung nicht fehle, so war auf demselben auch ein Gedicht gestochen, das noch besonders auf gelben Atlas gedruckt mitfolgte. In den damals allgemein beliebten Alexandrinerversen wird die Stadt begrüßt: „Wohlan mein Stein am Rhein u. s. w.", und ihr „Heimathkind", das sie mit dem Becher beglückte, mit Herkules und Ulysses und andern Helden verglichen. Darüber erwachte auch die dichterische Muse von Stein und citirte in schwunghaften Versen alle Götter und Halbgötter des Olymp, um den berühmten Landsmann zu verherrlichen. — Außerdem wurde die Ueberbringung der Geschenke mit einem großen Banket auf der Herrenstube an der Brücke gefeiert, bei welchem die groben Geschütze, womit damals die Stadt wohl versehen war, unzählige Mal ertönten.

Schmid hatte Kunst und Malerei auch in Konstantinopel gepflegt; noch werden etwa 50 Federzeichnungen von Landschaften aus der Umgegend von Konstantinopel in Wien aufbewahrt, von denen ein Kenner sagt, daß sie dem größten Künstler Ehre machen würden. Noch einmal mußte er zur diplomatischen Laufbahn zurückkehren, als ein neuer Bruch zwischen Wien und der Pforte entstand; er wurde beauftragt, die Schweiz im Jahr 1664 um Hülfe gegen die Türken anzugehen. Dadurch wurde ihm das Glück zu Theil, seine Vaterstadt nach so langer Trennung noch einmal wiederzusehen. In sechsspännigem Wagen hielt der 74 Jahre alte, aber noch rüstige Greis mit Gemahlin und Tochtermann den Einzug und konnte sich der Thränen nicht enthalten, als er erzählte, wie er vor 64

Jahren als eine Waise, arm und bloß, seine Heimath verlassen und wie Gottes Hülfe ihn mit Ehre und Glück überhäuft wieder in dieselbe zurückgeführt habe. Im Haus zum schwarzen Horn, als seinem Stamm- und Geburtshaus einlogirt, entzückte er durch seine Freundlichkeit gegen Alle die Bürgerschaft, die ihm dann auch alle mögliche Ehre und Liebe bezeugte. Ein Gastmahl wurde veranstaltet, dabei die Gesundheiten des Kaisers, des Magistrats von Zürich, der 13 Orte und A. ausgebracht und von dem Donner der Geschütze begleitet. Auch in Schaffhausen wartete des Freiherrn ein glänzender Empfang; auf der Tagsatzung in Baden wurde ihm die verlangte Unterstützung an Geld und freie Werbung zugesichert; auf dem Regensburger Reichstag wirkte er Hülfstruppen aus und nach Wien zurückgekehrt erlebte er noch den Sieg des Montecuculi über die Türken, durch welchen ein 20jähriger Friede errungen wurde, und starb dann im Alter von 77 Jahren, den 12. April 1667. Die Ehrenpredigt bei der Beisetzung seiner Gebeine in Unserer Frauen zun Schotten in Wien hebt unter anderen löblichen Gaben, womit den Verblichenen Gott und die Natur bereichert, seine Beredsamkeit und schöne alt hochdeutsche Sprache, insonderheit in der Poesie hervor, mit welcher er auch — erwähnt der Redner, Florentius Schilling — eine von diesem mit dem Titel „Bittersüß“, oder: „Je länger je lieber“ herausgegebene Sammlung von Leichenpredigten über hochadeliche Personen zu zieren die Liebe gehabt und also geschrieben:

Hab', Leser, dies Blümel „Je länger je lieber“
in Ehr'n: macht fröhlich die Augen, auch trüber.
Die Wurzel zwar bitter, den Menschen doch g'sund,
im Kauen zerbissen wird lieblich im Mund.

Das hohe Wort Gottes, viel werther und süßer,
ein' kranke Seel' labet und leitet den Büßer
zu Heiligen, die weisen zum Himmel ein' Steg,
den Christus ist gangen, dann anderst kein Weg.

„Diesen Steg — bezeugt der Prediger — hat unser Herr von Schwarzenhorn jederzeit und absonderlich in seiner letzten Unpäßlichkeit zur Auferbauung der Umstehenden gesucht, gezeiget, hoffentlich und vermuthlich gefunden. Herr von Schwarzenhorn war ein edler wohlbeladener Baum, dessen Aeste von der Schwere der Früchte abbrechen."

Schmid hinterließ zwei Töchter; die Anverwandten in Stein haben später den Adelstitel nicht beibehalten und sind am Aussterben; dagegen scheinen die Glieder eines in Halberstadt niedergelassenen Zweiges der Familie wieder aufleben zn wollen, die sich vor einiger Zeit eine Copie des Stammbaumes anfertigen ließen.

Rudolf Schmid hat eine Höhe erreicht wie selten ein Schweizer. Er bemerkte einmal über seine schwere Jugendzeit: „Mein Schicksal hat mich gelehret, wie ein verlassenes Gemüth zu großen Dingen sich fähig und aus der Noth eine Tugend machen soll." In der That zeigt sein Lebensgang, wie auch in niederem Maße ein strebsamer Jüngling, der in der Jugend sich fügt, die Jahre der Fremde mit offenem Sinn auszubeuten versteht, mit Fleiß und Segen heimkehrt, wenn auch nicht zu hohen Ehren, doch zu Achtung und Einfluß gelangen kann. Solche haben alsdann den schönen Beruf, ein wohlthätiges Salz unter ihren Mitbürgern zu sein. Die Menschen sind es ja doch eigentlich, welche die Geschichte eines Ortes ausmachen, unter ihnen besonders diejenigen, die durch Geistesbildung, Geschick und Regsamkeit weckend und antreibend ins Ganze einwirken.

Damals gehörte indeß in Stein das Reisen ins Ausland Behufs höherer Ausbildung noch zu den Seltenheiten. Wie ungewohnt es war, daß ein junger Mensch z. B. ins Welschland ging, um die französische Sprache zu erlernen, sagt das Beispiel eines gewissen Jakob Etzweiler, den man den Welschen hieß, weil er einige Zeit dort zugebracht hatte. Er führte eine Tuchhandlung in Stein und starb unverheirathet (1689). Vielleicht kommt von ihm die Benennung des „Welschen Thörleins" her, weil er etwa daselbst wohnte. — Weniger selten kam es vor, daß fremde Kauf- und Gewerbsleute sich in der lieblichen Gegend niederließen. Ein reicher Handelsmann von Nürnberg, Namens Melchior Meier, erwarb das Haus und die Güter im Fortenbach, so man den Meierhof oder Hof hieß. Nach seinem Tode behielt die Ehefrau dort den Witwensitz. Später bewohnte Hermann Zollikofer, Schönfärber und Tuchscheerer von St. Gallen, das Gehöfe und wurde von ihm ein Theil desselben nun Zollikof genannt. — Ein Uhrenmacher Christoph Grimm von St. Joachimsthal im Böhmerwald ward zum Bürger angenommen; aus Dankbarkeit beschenkte er den Magistrat mit einer Uhr, welche auf dem Rathhaus in der Gemeindstube zeigte.

---

## VIII. Verhältnisse mit Ramsen. Verschiedene Verbesseruugen im innern Haushalt der Stadt. Die Brüder-Gemeine. Bürgerliche Einrichtung. Politische Unruhen. Einverleibung in den Kanton Schaffhausen. Schluß.

Wegen der Herrschaft Ramsen, welche in der Nellenburgischen Hoheit lag, betrafen die Stadt Stein öftere

Anfechtungen von Seiten des Hauses Oesterreich. Ungeachtet die evangelischen Einwohner an Zahl größer waren als die katholischen, so erfreuten sie sich doch nicht eines eigenen Gottesdienstes; Stein wollte daher einen Pfarrer ihrer Religion dahin setzen, allein das Oberamt zu Stockach widersetzte sich und das Vorhaben konnte nicht ausgeführt werden. Ebenso scheiterte der Versuch, die Reformirten der Kirche in Stein einzuverleiben. Dieselben genoßen zwar das Begräbnißrecht auf dem Kirchhof in Ramsen, aber ganz in der Stille. Die Seelsorger von Stein waren auch nicht befugt, einen Kranken zu besuchen und zu trösten. Die Reformirten befanden sich ohne alle Seelsorge und sahen sich zu vielen Dingen gezwungen, die ihr Gewissen beschwerten. In den Häusern durfte kein lautes Gebet zu Gott emporsteigen, kein Ton eines Psalmes oder geistlichen Liedes gehört werden. Das Lesen in der Bibel mußte in tiefster Stille geschehen. Auflauern, Strafen, Anlockungen brachten beständige Furcht hervor. Der Magistrat von Stein benutzte die Anwesenheit seines einflußreichen Mitbürgers, des Freiherrn von Schmid, ihm diesen traurigen Zustand anzuempfehlen. Er versprach die Angelegenheit in Regensburg zur Sprache zu bringen, gab auch von dort aus dem Magistrat Bericht. Wirksamer noch war der Beistand des Standes Zürich. Nach viel Mühe und kostbaren Unterhandlungen konnte Zürich für die Evangelischen freie Religionsübung außer dem Bann des Dorfes erlangen (1659). Stein baute alsbald den Kindern von Ramsen zulieb in Hemishofen ein neues Schulhaus mit Thürmlein und Schlaguhr; Beat Böschenstein vor der Brücke eröffnete die Schule und Pfarrer Heidegger erbot sich, alle Sonn- und Festtage einen Nachmittagsgottesdienst dort zu halten. Der Regierung von Zürich wird der Wunsch ausgespro-

chen, daß eine Kirche daselbst gebaut werden möchte — das unterblieb, aber ein wichtiger Schritt für den Unterricht der reformirten Jugend geschah durch die Errichtung des Diakonats in Hemishofen (1735). Dahin kam dieselbe in die Schule und Kinderlehre. Vorsichtig und behutsam lebten nun die Reformirten, um keine Klagen zu veranlassen, bis Zürich sich entschloß, um den langwierigen Streit zu endigen, Oesterreichs Hoheit über Ramsen und Dörflingen um den theuern Preis von 150,000 fl. an sich zu bringen (1770). Damit war die religiöse Freiheit der evangelischen Ramser gerettet.

Stein behielt die niedere Gerichtsbarkeit in Ramsen. Durch den allgemeinen Landesfrieden zu Aarau (1712) hatte es auch die Rechtsame über das kleine Gebiet Vor der Brücke wieder erlangt, welche im Schwabenkriege verloren gegangen waren. In jenem Friedensschluß ward festgesetzt, daß die Bürger Stein's, welche am linken Ufer des Rheines wohnen, sammt ihrem Gemeindebann und was darin begriffen, von der Regierung Thurgaus gesondert sein, zu der Stadt gehören und daß der Stand Zürich statt der VII Orte die Oberhoheit üben solle. Zürich überließ die durch diesen Friedensartikel erlangten Rechte und Vortheile über die Vorstadt, mit Ausnahme der Hoheit, der Stadt Stein und behandelte die Burgischen Kirchenangelegenheiten bis 1798. Der Pfarrer von Burg hatte die Zürcherische Synode zu besuchen. — Rücksichtlich des Thurgaus setzte der Aarauer Friede beide Religionen in gleiche Rechte. Ernstliche Mahnungen ergingen an Gemeinden, wo der Religionshaß noch Unfugen trieb, wie z. B. zu Eschenz, wo 1713 die Reformirten das Gebet der Katholiken durch Wühlen und Schreien störten. — Das Kloster Einsiedeln, als Gerichtsherr zu Freudenfels nahm das Gutachten an, daß

das Kirchengut auf Burg wie bis dahin von zwei evangelischen Kirchenpflegern verwaltet und der evangelische Meßner aus einem dreifachen Vorschlage der Gemeinde und des Pfarrers vom Einsiedelnschen Statthalter gewählt werde; daß hingegen in dem Gerichte zu Eschenz die Stelle eines Ammanns oder Stabhalters zwischen den Evangelischen und Katholischen umwechsle, die Zahl der Richter beider Bekenntnisse gleich gemacht und bei Ertheilung der Schifffahrtslehen keine Glaubenspartei vor der andern aus begünstigt werde.

---

Obgleich die Stadt Stein durch die Drangsale des dreißigjährigen Krieges und andere Ausgaben in ihrer Kasse stark zurückgekommen war, so hatte sie sich von der Erschöpfung doch bald erholt. In den letzten Jahrzehnden des siebenzehnten Jahrhunderts bis in die Mitte des achtzehnten hinein macht sich wieder eine wachsende Wohlhabenheit bemerkbar. Diese Wohlhabenheit zeigt sich besonders in Umbau und Ausschmückung der öffentlichen Gebäude, die zweckmäßige Verwaltung in verschiedenen Verordnungen. Der Spital wird in seinem Eingeweide gänzlich neu gebaut, ebenso die Kaufleut- oder obere Stube, wozu die Ramser vier Eichen schenken; der Glasmaler Weber von Winterthur verfertigte die Fensterschilde (für 348 fl.). Der Thurm des untern Thors erhält neue Zeittafel und Wappen, wobei der Maler Hs. Kaspar von Waldkirch von Schaffhausen das Unglück hatte, todt zu fallen. Die Gemeinde Burg war genöthigt, des Jahres 1671 das Schiff ihrer Kirche abzubrechen und zu erweitern. Im Herbst wurde die neue Kirche eingeweiht. — Weil man in Stein immer auf gute Feuerordnung und Lösch-

anstalten hielt, schaffte man eine neue Spritze an (um 407 fl.), nachdem im Jahr 1668 ein Brand, in des Stollen Haus im Frohnhof Nachts ausgebrochen, 7 Häuser nebst dem Pulverthurm eingeäschert hatte. Ein Schlossergeselle, welcher mit eigener Lebensgefahr das in etlichen Tonnen aufbewahrte Pulver kaum noch rettete, wurde als Bürger angenommen. — Nach Abzahlung der letzten Kapitalschuld kaufte die Stadt 1692 von Rittmeister Konrad Hurter in Schaffhausen den Hof Oberwald um 4000 fl. — Von Rath und Gemeinde wird ein neues Stadt-Erbrecht entworfen, die Schulordnung verbessert und um dem beschwerlichen Gassenbettel abzuhelfen, eine Armenbüchse in die Häuser geschickt, dauerte aber nicht lange, weil wenig mehr in die Büchse fiel; im ersten Jahre fielen 356 fl. — Für geistige Nahrung und Unterhalt sorgte man durch Errichtung einer Bürgerbibliothek und Herstellung der zerfallenen Musikgesellschaft mit Ankauf eines kleinen Orgelwerks zur Hebung des Kirchengesangs (1725) *). — Stein mehrte zu dieser und in den folgenden Zeiten seinen Wohlstand durch Landbau und Weinhandel nach Schwaben, durch gedeihliche Handwerke, stark besuchten Markt, Durchfuhr, Schiff-

*) Diese Musikgesellschaft hat sich zum Theil bis heute erhalten. Sie besitzt einen hübschen Fond, dessen Zinsen schon oft den Gesangvereinen zu gut gekommen sind. Jährlich versammelt sie sich auf der Gemeindstube „zum Anlaß", einem Mahle mit dem üblichen „Büchsenfleisch". Die Lehrer der Stadt werden als Ehrengäste geladen. Jedesmal wird etwas aus dem Gesangbuche gesungen, hernach andere schöne Lieder; auch kommt die der Gesellschaft gehörige Orgel der Gemeindestube in Bewegung. — Die Gesangvereine haben dem Publikum schon manchen Genuß bereitet. Die Gelegenheit, Instrumentalmusik zu hören, ist nicht einzig auf die fahrenden Musikanten beschränkt, welche durch die stillen Gassen blasen und orgeln.

fahrt und Zoll. Von Außen ward es nirgends bedrängt, in seiner Freiheit auf keine Weise bedroht. Nur Bürgerzwiste unterbrachen zuweilen die Ruhe. Kleine Gemeinwesen, die von Außen unangefochten bleiben, die nicht die Eifersucht für Erhaltung ihrer Rechtsame stets wach und einig erhält, haben sich durch eigene Reibungen und Zänkereien immer am meisten geschadet. Ein Parteizwist zwischen Rath und Bürgerschaft, den ein Wahlstreit 1716 verursachte, kam so weit, daß ein Theil der Bürgerschaft in Waffen vor dem Rathhaus erschien. Die Regierung von Zürich bewirkte alsbald Vermittlung und Versöhnung. Schlimmer und tiefer gehend waren die kirchlichen Unruhen im Jahr 1739, die eine andauernde Verbitterung zurückließen. Es war zu den Zeiten des Grafen Zinzendorf, daß die von ihm neugegründete Brüder-Gemeine in Deutschland und der Schweiz viele Gemüther um so mehr anzog, als es eine Zeit leeren Unglaubens oder todter Orthodoxie war. Die Brüder-Gemeine war bekanntlich keine Sekte, sondern mit ihrem lebendigen Glauben und ihrer Liebe ein Salz der Kirche, der sie ohne Geräusch zur Weckung und Belebung diente, indem sie die wahren Christen unter einander verbinden wollte. Auch in Stein hatte sich eine solche Gemeinschaft gebildet, welcher etliche angesehene Bürger und Rathsglieder angehörten, unter ihnen der bekannte Chronikschreiber und Seckelmeister Georg Winz; auf der Brotlaube wurden die Versammlungen gehalten. Es erwachte bei Vielen ein religiöses Leben, fern von Schwärmerei; sie blieben treue Glieder der Kirche und gute Bürger. Die Zahl der Theilnehmer belief sich bis auf hundert. Dieses lebendigere Christenthum stand aber in zu starkem Kontrast zu der damaligen Weise der Gottesdienstlichkeit, als daß es nicht den bittern Unwillen Mancher

erweckt hätte. Der Stadtpfarrer und Kammerer Wirth freute sich zwar des aufgehenden Morgenrothes, den Helfer Steinbrüchel aber und die Mehrzahl der Bürger brachte es in Harnisch. Jener ließ seinen Eifer auf und unter der Kanzel spüren und verfaßte eine heftige Klagschrift an Antistes und Synode in Zürich, drang jedoch nicht durch. Die Bürgerschaft drohte, mit Gewalt die Versammlungen auseinander zu jagen. Zwei redliche Diaspora-Prediger von Herrnhaag (bei Frankfurt) wurden am Rheinthor vom Thorschließer mit Scheltworten und Flintenstößen zurückgetrieben. Großer Tumult entstand, als sie Zeugherr Winz dennoch in die Stadt geleitete, und es hieß: zwei der Rathsherren beabsichtigen, jenen ihre Söhne in das Pensionat zu Herrnhaag mitzugeben. In der Rathsversammlung gelang es den Angeschuldigten, die erbitterten Gemüther einigermaßen zu beruhigen. Amtmann Heß aber wußte durch ein Memorial an den Magistrat in Zürich die Erkenntniß auszuwirken, daß Herrnhutische Emissäre aus der Stadt fortgewiesen, die Söhne der beiden Rathsherren von Herrnhaag zurückgenommen und die Konventikel beschränkt werden sollen. Der Rath von Stein ging in der Folge noch weiter und untersagte nicht nur jederlei Privatversammlung, sondern es wurden sogar am 2. Mai 1740 vier schlichte Bürger: Hs. Jakob Büel, Kupferschmied, Benedikt Stoll, Hufschmied, Benjamin Büel, Zürichbot und Kaspar Schmid, Nagler, sowie mehrere Frauen, worunter die eines Rathsherrn Schmid, zu je 1 Pfd. Heller Strafe verurtheilt, weil sie aus „Arnds wahrem Christenthum" gelesen und mit einander geistliche Lieder gesungen. Nur eine Stimme fehlte, so wären die Gebüßten auch noch mit Gefangenschaft bestraft worden. — Dieses Exempel religiöser Unduldsamkeit aus jener Zeit steht nicht allein da. In

Schaffhausen verfuhr man mit den sogenannten Inspirirten nicht besser. Diejenigen sind aber immer die Gebundensten, welche die Wahrheit gefangen nehmen und die Freiheit beschränken wollen.

Werfen wir einen Blick auf die damaligen bürgerlichen Einrichtungen der Stadt Stein, so hatten sich dieselben nach dem Muster anderer freier Municipalstädte nach und nach folgender Weise gestaltet:

Im Jahr 1758 übte Stein das Recht der Gesetzgebung für sein Gemeinwesen im vollen Maße. Bürgermeister, Rath und ganze Gemeinde hatten seit mehreren Jahren einem Ausschuß den Auftrag gegeben: „Alles was alte und neue Satzungen, Rathsschlüsse und Erkanntnisse, und was von Alters her Rathsverfassung, Wahlordnung und andere Sachen betreffe, zusammen zu suchen, das Anwendbare auszuwählen und ein den Umständen angemessenes, vollständiges Satzungssystem zusammenzutragen, daß wir und unsere Nachkommen uns dessen erfreuen und dabei bleiben, Recht und Gerechtigkeit unparteiisch verwaltet und gehandhabt werden können." Unter anderm forderte die Satzung: „Sorge für Erhaltung und Aufnahme des Marktes, von dem ein großer Theil der bürgerlichen Nahrung und Begangenschaft abhängt; Handel und Handwerke sollen gefördert und das Hausiren mit Sachen, die man hier vorräthig hat, verboten werden." Diese neuen Stadtsatzungen wurden dann vor Bürgermeister, Rath und Gemeinde von Punkt zu Punkt vorgelesen, berathen, bestätigt und am Pfingstmontag von der Bürgerschaft, sowie auch von ihren Schutzverwandten, Unterthanen und Angehörigen beschworen. Dies Gesetzbuch ward Zürich nicht zur Genehmigung und Bestätigung vorgelegt. — Dem täglichen oder Klei-

nen Rath, der auf 19 Glieder vermindert worden, war Regierung, Verwaltung, Wahl eines Theils der Beamteten und Kriminal- und Civilgericht übertragen; nur in Schuldsachen, über streitige Käufe und Kontrakte entschied ein besonderes, aus Rathsgliedern und Bürgern zusammengesetztes Gericht, Stadtgericht, unter Vorsitz des Schultheißen, der aus der Bürgerschaft, aber von Zürich ernannt wurde, weil das Stadtgericht von dem Kloster abgehangen. Der Große Rath oder „die gesetzte Gemeinde", der die höchste Gewalt hatte, bestand aus dem täglichen Rath und zwanzig von diesen gewählten Gliedern; er wählte die übrigen Stadtämter und die Obervögte nach Ramsen und Wagenhausen; an ihn konnte die Partei, die sich im Rechte gekränkt glaubte, vom Kleinen Rath appelliren, jedoch so, daß wenn jener das Urtheil bestätigte, der Bürger Sitz- und Strafgeld bezahlen mußte; und vor denselben brachte der tägliche Rath, was ihm zu schwer fiel. Wahl und Loos wurden für die Rathsstellen angewendet; nur die Häupter wurden durch heimliche, freie Wahl ernannt. Ein Geheimer- oder Kriegsrath, aus dem Bürgermeister, dem Stadtvogt (dem zweiten Bürgermeister, der nicht im Amte war), dem Seckelmeister, Baumeister, Salzmeister und Stadtschreiber bestellt, führte die Oberleitung über das ganze Oekonomiewesen der Stadt, die Bau- und Kriegssachen, Feuer- und andere Gefahren, und behandelte die geheimen und keinen Verzug leidenden Geschäfte. Einige Glieder des geheimen Rathes wurden verordnet, für Witwen und Waisen Sorge zu tragen, Zölle und Abzugsgefälle einzuziehen, über den Markt, Kauf- und Kornhaus, auch über die Viehweiden Achtung zu halten. Das Ehegericht, von welchem aber eine Berufung auf den Kleinen Rath der Stadt Zürich Platz hatte, bestand aus dem Stadtvogt, dem Pfarrer und

fünf andern Gliedern des Kleinen Rathes. Auch vom Stadtgericht ward die Appellation auf den Rath zu Zürich eingeräumt, wenn sich zwischen einem Angehörigen von Stein und einem Fremden ein Streit zutrug. Dem Schultheißen stand überdies das Polizeiwesen bei allen Rauf- und Schlaghändeln zu. Der Stadtschreiber fertigte alle Urkunden und Protokolle und konnte in gewisser Weise die wichtigste Person sein, weil er in dem Rath, dem Gericht, in der Gemeinde und dem Ehegericht Sitz und Stimme hatte. — Der Amtmann des Klosters, der die übergebliebenen Einkünfte und Rechte verwaltete, war ein Mitglied des großen Rathes von Zürich, und blieb bei der Verwaltung 9 Jahre. In der Stadt Stein hatte er keine Gerichtsbarkeit, als daß er die in dem Kloster-Bezirke vorfallenden Frevel, wie ehedem der Abt, allein bestrafte. Er übte auch noch das Recht des Bannwein's aus, da er des Jahres dreimal, jedesmal 14 Tage lang, allein Wein von dem Zapfen auswirthen ließ. Während dieser Zeit waren alle Weinschenken der Stadt gehalten, entweder ihre Schenken zu schließen oder aber den Wein von dem Amtmann zu kaufen. — Bei Aufruhr, Parteiung, Leib- und Lebensgefahr legte die Stadtsatzung jedem Bürger, bei 10 Pf. Strafe der Versäumniß, die Pflicht auf, zuzulaufen und zu Fried und Rettung zu helfen. Auf Bestechung, Ungehorsam, Verspottung und Verachtung der Oberkeit war strenge Strafe gesetzt. „Jeder Bürger, Beisaß und Unterthan ist bei Eidespflicht zu vollständiger Bewaffnung verpflichtet, und Uniform und Gewehr zu verkaufen, zu versetzen und anzunehmen ist verboten." Vermächtniß galt nur für erworbenes Gut; ererbtes fiel auf den Stamm zurück.

Das die damaligen politischen Einrichtungen der kleinen Republik. Nur wenige Gesetze zeichneten den Vor-

gesetzten die Pfade, nach denen sie das Regiment führen, den Richtern die Grundsätze, nach denen sie Recht sprechen sollen. Es bedurfte in dieser Zeit bürgerlicher Einfachheit noch nicht gelehrter Juristen; es genügten schlichte Kenntnisse hergebrachter Rechte und Landesgewohnheiten, und der gute Wille der Bürger, denen daran lag, daß das gemeine Wesen blühe.

Während die Bevölkerung mit 1400 Einwohnern sich gleich blieb, hatte Stein im gewöhnlichen Lauf der Dinge das Glück eines Zustandes, wo eben so wenig großer Reichthum als drückende Armuth sich findet und das still bürgerliche Leben wenig von sich zu reden macht. Galt es bei Unglücksfällen im Vaterlande oder bei der Noth verfolgter Glaubensgenossen im Auslande, wie z. B. in Piemont und Veltlin, Wohlthätigkeit zu beweisen, da waren die Steiner nie die letzten; das hatten ja seiner Zeit die evangelischen Ramser in der Nähe erfahren, die auch jetzt noch der christlichen Beihülfe bedurften. Damit, daß Zürich 1770 die Hoheit von Ramsen gekauft hatte, war freilich die religiöse Freiheit der Reformirten gerettet, doch erst nur angebahnt. Noch waren sie der Feier der katholischen Festtage unterworfen, noch wurden die öffentlichen religiösen Handlungen, wie z. B. die Abdankung der Leichen vom Nellenburgischen Oberamte abgeschlagen. Zwanzig Jahre nach Erwerbung der Zürcherischen Hoheit begehrten und erhielten die Reformirten eine eigene Schule; dann wurde ein Bethaus erbaut, um den Verstorbenen abzudanken. Dafür sorgte Zürich. Das Bethaus wurde durch den damaligen Pfarrvikar zu Stein, Hrn. Salomon Vögeli eingeweiht, zur großen Freude der lange Bedrängten. Die von Zeit zu Zeit in demselben gehaltenen Predigten, Einsegnung der Ehen erregten immer mehr den Eifer, einen sonntäglichen Gottesdienst zu erhalten. Zu

diesem Behuf steuerten die reformirten Ramser 1809 über 3000 fl. Herr Diakon Blaschek zu Stein übernahm die geistliche Besorgung der Gemeinde als Pfarrvikar bis an seinen Tod. Dadurch wurde die Gemeinde kirchlich von Stein getrennt, woher in ihrer Noth so viel für dieselbe gethan worden war, und erwarb sich endlich nach großen Anstrengungen ein eigenes Pastorat.

---

In den siebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts befand sich die Schweiz im Ganzen genommen noch in einem Zustande tiefer Ruhe. Berühmte Zeitgenossen, wie Joh. v. Müller, preisen jene Jahre als einen glücklichen, die Ausbildung und die Künste des Friedens befördernden Zeitraum, da hingegen andere, nicht weniger achtungswürdige Männer sie als eine Zeit der Entartung betrachten. Sei es nun, daß der alte Baum der Eidgenossenschaft ein von innen heraus verdorbener und verfaulter, oder bei allen einzelnen dürren Zweigen und wilden Schossen, von denen man ihn zu säubern vernachlässigte, doch noch ein gesunder Baum war, der gerade in diesem Zeitraume viele und gute Früchte trug, — dem Ungewitter, das von Westen her nahte, vermochte er nicht zu widerstehen. Vor seinem völligen Umsturz durch die Katastrophe der französischen Revolution ward er erst in seinen Wipfeln erschüttert und die Sturmvögel flogen über das Land. In Waadt, Freiburg und anderwärts brachen Unruhen u. Volksaufstände aus. Das Volk sah sich von den regierenden Städten in der bürgerlichen Freiheit beeinträchtigt; die Regierungen, mißtrauisch geworden, behaupteten ihre Rechte und die kleinen Städte wiederum hüteten ängstlich ihre Privilegien. Die Verhältnisse der Abhängigkeit und Lan-

deshoheit waren so mannigfaltig, daß mitunter nicht einmal die betheiligten Behörden selbst ihre Grenzen kannten.

Die Stadt Stein, welche, ohne dem zürcherischen Innungszwange oder dessen kaufmännischem Alleinhandel unterworfen zu sein, mit großen Municipalrechten unter dessen Hoheit stand, erinnerte sich immer noch ihrer frühern Reichsunmittelbarkeit. Aus der folgenden Streitigkeit geht hervor, daß die Einwohner von Stein sehr an jenen, den Völkern, Städten und Einzelnen theuern politischen Rechten hingen, die man mit Eifersucht, ja mit Bitterkeit vertheidigt, wenn man sie Obern gegenüber zu vertheidigen hat.

Ein Zürcherisches Landesgesetz gestattete die Werbungen nur für die kapitulirten Regimenter in französischen und holländischen Diensten. Stein glaubte in diesem Punkte ein Vorrecht zu besitzen. Im Jahr 1781 erhielt ein englischer Offizier von dem Magistrat die Erlaubniß, nach Stein einen Sammelplatz seiner Werbungen für Großbritannien zu verlegen, nachdem solches zuvor in Rheinau versucht, von den regierenden Orten aber verboten worden war. Er anerbot 20 Louisd'or für das Waisenhaus, verpflichtete sich, keine Steiner Landeskinder als Rekruten anzunehmen und hinterlegte 200 Louisd'or als Garantie. Er that noch mehr: er versprach jedem Rathsherrn zwei Neuthaler uud bezahlte viere aus. Da man nur Landstreicher anwarb, so glaubte der Rath eine eben so vortheilhafte als in seinen Augen gesetzliche Erlaubniß zu ertheilen. Zürich drückte ihm hierüber sein Mißfallen aus und verbot ihm jede Werbung für einen nicht anerkannten Dienst. Stein unterwarf sich.

Zwei Jahre später (1783) erhob sich derselbe Anstand wegen preußischer Werbungen; aber diesmal ist der Stadtrath nicht so nachgiebig. Er zählt sieben Fälle auf, in denen er während vierzehn Jahren (1748—1762) Erlaub-

niß für kaiserliche, französische, preußische, spanische Werbungen ertheilt habe. Allein Zürich hat von allem nichts gewußt, also anerkannte es diese Fälle nicht.

Stein glaubte in seiner frühern Abhängigkeit vom Reiche eine Zuflucht gegen die Eingriffe der Zürcherischen Herrschaft zu finden. Zwei Male in einem Jahrhundert hatte die Stadt insgeheim ihre Freiheiten vom Kaiser bestätigen lassen; 1705 bei der Thronbesteigung des Kaisers Joseph I. verlangte sie Zürichs Genehmigung dafür, welches dieselbe verweigerte, da durch den Westphälischen Frieden (1648) die Unterordnung unter das Reich für die Schweiz und ihre Unterthanen aufgehört habe. Die Bürger leisteten jährlich Zürich den Huldigungseid. Aus diesem war 1668 der Vorbehalt des Reichs, die Worte „bei des Reichs Ehre" weggelassen worden. Stein wollte die Formel wieder aufnehmen und berief sich auf alte Rechte, die durch den Uebergang unter Zürichs Herrschaft nicht aufgelöst seien. Nach mehreren gegenseitigen Erklärungen beschloß am 27. November 1783 Zürichs großer Rath: 1) Zu Stein sollten keine Werbungen ohne sein Wissen und seine Bewilligung vorgehen. 2) Bei den jährlichen Huldigungen der Bürger sollte der Vorbehalt „des Reichs Ehre" aus den Eiden weggelassen und diese dagegen nach der Vorschrift von 1668 geleistet werden, welche nunmehr aufs Neue bekräftigt wurde. 3) Stein sollte sich nicht mehr um die kaiserliche Bestätigung seiner Privilegien bewerben.

Dies bringt die Bürgerschaft und das Volk in Gährung. Man spricht davon, die Verbindung mit Zürich abzubrechen und sich an das Reich anzuschließen. Aufrührerische Reden werden auf den Zünften, in den Zusammenkünften geführt: „man wird nicht nachgeben, man wird die Gewehre bereit halten." Eine Minderzahl will

gehorchen. Unterhandlungen mit Stein, wozu am Ende des Jahres eine Regierungscommission eintraf, fruchteten nicht. Den ganzen Winter hindurch folgten sich Belehrungen und Abmahnungen von der einen, Rechtfertigungen und Proteste, Zunft- und Rathversammlungen auf der andern Seite; Boten zu Fuß und zu Pferd liefen her und hin. Umsonst! Zürich verlangt, man solle ihm eine Abordnung von acht zur Hälfte mit Namen bezeichneten Personen aus dem Rathe und der Bürgerschaft schicken, um Vorstellungen anzuhören. Die Gährung beginnt von neuem; aber es wächst auch die Furcht. Der Hauptaufwiegler, Stadtvogt Winz, schwankt; seine Partei theilt seine Erbitterung, dann seine Niedergeschlagenheit. Die Abordnung wird nach dreimaligem Abschlag zum vierten Mal zugesagt. Aber alsobald nimmt die Partei der Uebelgesinnten ihren Entscheid zurück; sie schützt das schlimme Wetter und den schlechten Zustand der Straßen vor. „Zürich, heißt es mitten in dem Lärm, zeigt sich mehr als Landes-, denn als Schutzherr. Es sieht in seinen Schutzverwandten nur Unterthanen. Im Fall militärischer Besetzung kann man auf den Schutz des Kaisers zählen." Dennoch geht Anfangs März eine Gesandtschaft nach Zürich und übergibt ein Memorial, in einem Tone abgefaßt, der Unwillen erregt. Sie will es zurücknehmen; allein es ist zu spät. Der Landesherr glaubt die gütlichen Wege erschöpft. Die Deputirten werden zurückbehalten und nach Stein wird durch einen Kourier der Entschluß berichtet, die Stadt mit Waffengewalt zu zwingen. Die Antwort war: Man wolle die Truppen einlassen, aber bleibe auf der Weigerung. Wirklich rücken am 9. März Abends 750 Mann, 50 Dragoner nebst 4 Kanonen ein, besetzen die Thore und Schanzen, die öffentlichen Gebäude, des Bürgermeisters und des Stadtvogts Haus,

die Artilleristen das Zeughaus, die Jäger Vor der Brücke, Burg und Hohenklingen. Die Bürger werden entwaffnet, die Schlüssel zu den Thoren und zum Archiv zu Handen genommen. Niemand widersetzt sich. Die Truppen, in den Häusern einquartirt, blieben bis zum 17. April. Die höchste Landesbehörde sicherte der Stadt gewisse reelle Rechte zu, setzte aber zugleich dem Schutze des Reiches ein Ziel und machte Rath und Gemeinde verantwortlich für jeden Plan einer Verschwörung, den sie nicht anzeigen würden. Zürich sah sich zu dieser Vorsicht um so mehr veranlaßt, als ihm nicht unbekannt war, daß seit langem der Wienerhof Umtriebe in der Schweiz machte und daselbst Verbindungen mit Beamten unterhielt, die in seinem Solde standen. Wegen der aufrührerischen Schritte mußte die Stadt Stein 10,000 Gulden an die Kosten bezahlen. Der Stadtvogt Konrad Winz, als der Urheber des Aufstandes, ward aller seiner Ehrenstellen und Aemter entsetzt und zu zehnjähriger Gefangenschaft verurtheilt; seinem Sohne, dem jungen Gerichtschreiber Winz, um ihm sein Fortkommen nicht unmöglich zu machen, gestattete man, sich in einem holländischen Regimente nach Westindien anwerben zu lassen. In seiner Anwerbung lag seine Begnadigung. Mehrere Rathsglieder und Bürger wurden mit geringern Strafen belegt, und durch ein gemäßigtes Verfahren die Ruhe so hergestellt, daß während der wiederholten Volksbewegungen, welche der schweizerischen Staatsumwälzung vorher gingen, die Stadt Stein ruhig und Zürich zugethan blieb. *)

---

*) Die Wohlthätigkeit, welche Zürich den Einwohnern Steins bewies, als sie in den neunziger Jahren von einem schweren Gewitter getroffen wurden, das die Weinberge am Klingenberg verwüstete, soll zu dieser ruhigen Stimmung wesentlich beigetragen haben.

Der bestrafte Jüngling machte in dem fremden Welttheile sein Glück in einem Handelshause in Surinam, kehrte mit seinem Vermögen in sein Vaterland zurück, siedelte sich am Rheinfall an, und die Stadt Schaffhausen erhob ihn zu öffentlichen Ehrenstellen.

Am Schluß des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts ward die hiesige Gegend bei den Durchmärschen der fremden Heere mehrmals beunruhigt. Im Frühling 1799 ging hier und bei Büsingen die ganze österreichische Armee unter Erzherzog Karl über den Rhein und drang in die Schweiz ein. Am 1. Mai 1800 ging Moreau's Heer unterhalb Stein bei Rheinklingen aufs rechte Ufer hinüber und trieb die Oesterreicher nach Schwaben zurück.

Unter der französisch-helvetischen Herrschaft, welche so viele alte Verhältnisse in der Eidgenossenschaft anders gestaltete, löste sich auch das Jahrhunderte lang bestandene Band zwischen der Stadt Stein und Zürich für immer auf. Stein, welches, wie es heißt, nicht unter dem Distriktsorte Benken stehen wollte, wurde dem Kanton Schaffhausen zugetheilt. Der Anschluß geschah zuerst provisorisch; später durch die neue Verfassung, Vermittlungsakte genannt, welche Napoleon Bonaparte 1803 der Schweiz gab, ward Stein mit Ramsen und Dörflingen dem Stande Schaffhausen definitiv einverleibt. Zwei Jahre nachher trat Zürich auch das Amt St. Georgen mit allen dessen Nutzen und Lasten ab, gegen Besitz und Genuß gewisser schaffhausischer, im Kanton Zürich gelegenen Naturalgefälle, wovon Schaffhausen sich diejenigen des Illnauer- und Andelfinger-Amtes vorbehielt.

---

**Daß die Erinnerungen aus der Geschichte einer Stadt, welche klein an Umfang und Zahl ihrer Bewohner, im**

Lauf der Jahrhunderte dennoch Vieles erfahren hat. Geschlechter der Vorzeit sah sie kommen und gehen, stehen und zerrinnen im Strome der allgemeinen Vergänglichkeit. Die eigene innere Geschichte zeigt der Nachwelt, wie die Väter schwache und starke Zeiten, viel saure Wochen und wenig frohe Feste gehabt, wie sie aber zu vielem Guten und Nützlichen den Grund gelegt haben und bei ihnen der Ursprung der Quellen zu suchen ist, die noch wohlthätig fließen. Einmal in jener denkwürdigen Zeit der Kirchenverbesserung war Stein ein gastlicher Baum, der viel wahrheitsuchendes Volk von Nah und Fern unter seinen Zweigen bewirthete. Möge der damals kräftige Stamm stets neue Wurzeln ausschlagen und „so lang der Rhein rinnt" segensreiche Früchte über Haus und Gemeinde verbreiten, wahre Frömmigkeit und reine Sitten.

Jetzt ist's stille geworden an diesen oftmals bewegten Ufern. Allein eine Gemeinde, die solche Geschichte und Führung hinter sich hat, kann den Muth nicht verlieren. Auch dem gegenwärtigen Jahrhundert fehlte es nicht an strebsamen Männern, welche die Wohlfahrt der Stadt zu fördern suchten oder in weiteren Kreisen zu Einfluß und Auszeichnung gelangten. Hofrath Joh. Büel, zuerst treuer Lehrer und Helfer in Hemishofen, später an den Höfen zu Gotha und Wien geehrt, mit den vorzüglichen Theologen und Schulmännern in Zürich und Schaffhausen befreundet, von Jünglingen geliebt, deren Studien er leitete, zeigte in schriftstellerischen Aufsätzen seine Einsicht in das Wesen ächter Volksbildung, die Anhänglichkeit an seine Mitbürger durch wohlthätige Stiftungen. Er starb in ihrer Mitte 1830. — Der um die schweizerische Reformationsgeschichte und sonst als Geschichtsforscher sehr verdiente Herr Kirchenrath Melchior Kirchhofer, wäh-

rend mehr als vier Jahrzehnden Stadtpfarrer dahier, suchte das zeitliche und geistliche Wohl der Gemeinde zu pflegen, darob sein Name bei Vielen der noch Lebenden in dankbarem Andenken geblieben ist. Als Jüngling hatte der Verewigte in der Mitte der neunziger Jahre in Marburg Theologie studirt und war in Jung Stilling's Hause wie in seinem elterlichen gehalten worden. Durch dies Verhältniß hatte sich ein inniges Freundschaftsband zwischen der Kirchhoferischen und der Stillingschen Familie gebildet. Die Universität Marburg beehrte ihn im Greisenalter in Anerkennung seiner Geschichtswerke mit der Würde eines Doctors der Theologie. Sein gastfreundliches Pfarrhaus zu Stein sah manchen gelehrten Mann des In- und Auslandes. — Der musikalischen Begabung und aufopfernden Arbeit der zu Stein verbürgerten Geistlichen, Konrad Vetter, weiland Pfarrer zu Neunkirch, und Jakob Vetter, gegenwärtigen Seelsorgers von Schleitheim, hat die Schaffhauser Kirche hauptsächlich das treffliche Gesangbuch zu verdanken. — Der gemeinnützige und angesehene Kaufmann Joh. Peter (gest. 1845) bemühte sich von Winterthur, seiner andern Heimath aus, in seiner Vaterstadt Stein überall anzuregen und zu fördern, wo sich etwas heben wollte. Seine Liebe zur Jugend beurkunden die beträchtlichen Vermächtnisse für Zwecke der Schule. — Andere Männer der Gegenwart haben sich in der schweizerischen Bundesversammlung, in kantonalen Staatsämtern oder in städtischer Verwaltung Anerkennung und Verdienst erworben. — Mit Hülfe der reichen Gemeingüter wurden in neuester Zeit wiederholte Versuche zur Hebung der Gewerbsthätigkeit gemacht. In Beziehung auf das Schulwesen, dessen Verbesserung man schon am Ende der zwanziger Jahre durch die Berufung des talentvollen Provisor Hanhart von Steckborn anstrebte, ist be-

sonders in den zwei letzten Jahrzehnden kein Opfer gescheut worden, um demselben tüchtige Lehrer zu gewinnen und zu erhalten. Die schöne neue Schule mit der goldnen Schrift über der Thüre: Gott zur Ehr, der Jugend zur Lehr — sei und bleibe für Stein nicht nur eine Zierde, sondern eine Quelle des Segens!

Wir schließen, wie wir in der Einleitung begonnen, mit einem Worte Kirchhofers, der einst so Vielen mit nützlichem Rath gedient hat. „Die Vorväter — sagt er an einer Stelle — hatten nur ein Ziel, und da sie wußten, was sie wollten und das Gelingen mit vereinten Kräften suchten, so fanden sie es auch. So wird auch in Zukunft nur das werden, was heißt ein gemeinnütziges Werk, wo gemeiner Rath und gemeine Hülfe ist und keiner ausgeschlossen wird das Ersprießliche zu sagen und zu thun. Es gibt nicht nur eine Zeit, mit gemeinsamen Kräften Gutes zu stiften, und wenn in jeder Zeit und an jedem Ort geschieht, was Glaube und Einsicht für das Beste halten, dann erneuert sich der Geist, der durch die Stiftungen der Väter so manches Gute bewirkte, und für das gegenwärtige Geschlecht die Gelegenheit, nicht bloße Zuschauer zu sein, sondern jedes gemeinnützige Werk mitzuerbauen, damit es werde ein Heil der Gegenwart und ein Segen für die Zukunft."

Ziegler, Fr.

Geschichte der Stadt Stein am Rhein Mit einer Ansicht

Schaffhausen 1862